

# Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 22. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 12. November 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 1/2 M. XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Aus dem Leben eines Wunderfindes.

Von Emilie Erhard.

Mit Illustrationen von René Reinick.

(Fortsetzung.)

Onkel Brummbär.

**E**igentlich hatte er auf einen ganz andern, sanfteren und lieblicheren Namen Anspruch. Er war nämlich Johannes getauft worden; und Schönborn hieß er nach seinen Vorfahren. Hinter seinem Rücken aber wurde er Onkel Brummbär genannt.

Schönborn hieß auch das reiche alte Rittergut, auf dem Onkel Brummbär lebte; das Rittergut, das Gretchens Vater nach den alten Traditionen der Familie von dem Onkel einst erben sollte, und welches das Reizeziel der Familie war.

Onkel Brummbär kannte weder die Kinder, noch deren

Man war spät abends angekommen; Mimi hatte die schlafenden Kleinen zu Bette gebracht.

Am Morgen war Gretchen früh auf; die neue Umgebung, der helle Sonnenschein, die kuhwarme Milch, die neue Morgen-Toilette, — das waren höchst aufregende Momente für beide Kinder. Sie zwitscherten schon im Bett auf das lebhafteste und zwangen die schläfrige Mimi zu unerhört früher Thätigkeit. Um 7 Uhr stand Gretchen bereits „aufgeschirrt“, wie Wilhelm, Pappas Bursche, es nannte, vor der Thüre des Landhauses. Da kam ein Mann in rauhem Rocke, mit rauhem Bart, einen Knotenstock in der Hand, den Hof entlang und hielt vor der Thüre.

„Bist Du der Rohrspatz von heute früh?“ fragte er Gretchen und sah das Kind grimmig lächelnd an.

„Gretchen heiße ich, nicht Rohrspatz!“ gab sie unerschrocken zur Antwort.

„Sehr interessant!“ knurrte der Mann, indem er das Kinn vorstob, was ihm ein noch grimmigeres Aussehen gab.

Gretchen ließ sich nicht einschüchtern; sie betrachtete

Der Kuhstall war so zu sagen Onkel Brummbärs Steckenpferd; Gretchen wußte das natürlich nicht, ging aber wohlgemuth mit, das heißt, sie trabte hinter Onkel Brummbär her, der keine Rücksicht auf die Begleitung nahm und lange Schritte machte.

Gretchen staunte über alles, was sie in dem Kuhstalle sah; sie kannte Kühe nur aus dem Bilderbuch. Ihre unbefangenen Fragen und ihr Entzücken über die schönen Thiere, viel, viel schöner als im Buche, zwangen ihrem Begleiter ein beinahe freundliches Lächeln ab. Es kamen Mägde mit Eimern in den Stall. „Bekommen Deine schönen Kühe jetzt zu essen, Onkel Brummbär?“ fragte Gretchen.

„Hier wird gefressen!“ lautete die barsche Antwort. Dann ging er mit dem Kinde in den Garten zu den Erdbeerbeeten.

„Oh die Andern kommen,“ sagte er, wieder grimmig lächelnd.

Sie aßen um die Wette, stumm und eifrig; dann erklärte er kurz: „Jetzt ist's genug!“ und wandte sich dem Hause zu. Gretchen folgte gehorjam. Im Hausflure trafen beide auf Mama und die Tante.



Aus dem Leben eines Wunderfindes. — Siehe Seite 170.

„Sag's nur!“ knirschte der Onkel.

Mutter, und trug auch kein Verlangen nach ihnen; er lebte verdrossen, still und ohne Verkehr auf seinem großen Besitze. Die Einladung war von der Tante ergangen. Gretchen hatte gehört, wie der Papa zur Mama gesagt hatte: „Einmal muß es doch sein, also Courage! Machen wir es wie die Tante und kümmern uns so wenig als möglich um Onkel Brummbärs Launen.“

Gretchen fürchtete sich gar nicht; der schlimme Name machte ihr den Onkel nur interessant. Ihr hatte noch niemand Böses gethan oder Schrecken eingejagt.

den Mann ganz genau und fragte dann: „Bist Du der Onkel Brummbär?“

Der Mann lachte rauh.

„Wirst ja sehen,“ erwiderte er und wollte vorübergehen, besann sich aber und fragte barsch:

„Kuhstall gesehen?“

„Nein,“ antwortete Gretchen, „aber kuhwarme Milch getrunken. Die ist viel schöner als Mimis heiße Milch und schmeckt wie — Kaiser-Schaum!“

„Glaube ich; — komm mit Rohrspatz!“

„Wo kommt Ihr denn schon her?“ erkundigte sich die Tante, während Mama dem Onkel einen schüchternen Gruß bot, der knurrend erwidert wurde.

„Wir haben Erdbeeren gefressen!“ antwortete Gretchen, nach dem Onkel blidend. Dieser lachte kurz auf und ging in sein Arbeitszimmer gegenüber der Kinderstube, von wo morgens das Zwitschern des Rohrspatzes erklingen war.

Die Tante war das schnurgerade Gegentheil vom Onkel. Bei Gretchens Antwort hatte sie geseufzt und gesagt:

„Als ob ich Johannes höre! Er hat natürlich vom Fressen gesprochen. Es ist leider keine Manier.“

Und sie belehrte Gretchen: „Fressen heißt mit Maul oder Schnauze in das Essen fahren; wer es mit der Hand zum Munde führt, der darf von sich behaupten, daß er ißt.“

„Aber der Onkel sagt, hier wird gefressen!“ behauptete Gretchen, die es mit dem Onkel hielt und in seiner Behauptung eine Art ländlicher Freiheit erblickt hatte.

„Gott sei Dank, so weit sind wir hier noch nicht!“ seufzte die Tante mit feuchtem Blicke.

Der Onkel hatte befohlen, daß der Rohrspaß mit am Familientisch essen solle, damit er sich überzeugen könne, daß der ‚Frag‘ ordentlich satt würde. Gretchen saß also am Tische dem Onkel gegenüber. Sie war eben in der Mühle gewesen und des Wanderns so voll, daß sie, mit dem Löffel in der Hand vor ihrer Suppe sitzend, das Essen vergaß; sie mußte erst der ganzen Tischgesellschaft mittheilen, was sie erlebt gehabt. Eine Weile lächelte der Onkel wieder grimmig dazu, dann aber rief er plötzlich: „Halt's Maul und friß Deine Suppe!“

Ohne Zögern und Besinnen legte Gretchen den Löffel hin und tauchte das Schnäuzchen in den Teller.

„Was thut der Frag?“ rief der Onkel verblüfft.

„Lieber Onkel Brummbar, ich kann meine Suppe nicht fressen, sie ist zu heiß!“ sagte Gretchen, das nasse Näschen erhebend.

„Hast Dir wohl die Schnauze verbrannt?“

„Ja, ich habe mir die Schnauze verbrannt!“

„Das nennt man Kinder-Erziehung!“ seufzte die Tante, die leider keine Kinder zu erziehen hatte.

Am Abend, als die Großen beim Thee in der Laube saßen, ging Gretchen von einem zum andern, um gute Nacht zu sagen. Der Onkel fehlte; er saß beschäftigt in seinem Arbeitszimmer bei offener Thür und ärgerte sich laut über irgend welche ‚verrückte‘ Bucht. Es gab immer ‚verrückte‘ Bucht in Schönborn, nach Onkel Brummbars Fluchen zu urtheilen. Da kam Gretchen über die Schwelle und faßte ihn an den Armel.

„Was willst Du?“ fuhr er das Kind barsch und laut an.

„Gute Nacht sagen!“ erwiderte sie, ihre Stimme der seinen möglichst anpassend; denn sie fing schon früh an sich zu ‚vergemeinleuten‘, wie Tante Lieschen es nannte, nämlich sich in Manier den Leuten anzupassen.

Der Onkel machte ein ganz komisches Gesicht; dann sah er sich beinahe scheu um, ob niemand sonst zugegen wäre, hob das Kind auf seinen Schoß, blickte ihm recht sonderbar in das Gesicht und sagte freundlich: „Gute Nacht, mein Herzchen!“

Es war nur gut, daß kein anderer diesen Ton hörte und den Ausdruck in Onkel Brummbars Gesicht sah, denn man würde irre an ihm geworden sein.

Gretchen nahm diese Freundlichkeit als selbstverständlich hin; sie wurde nicht einen Augenblick irre. War sie doch schon von vornherein überzeugt gewesen, daß Onkel Brummbar sie lieb habe.

Es thut mir sehr leid, liebe Mila, daß Du das zu mir gesagt hast.

Eines Nachmittags hatte Gretchen im Garten in Mamas Nähe Gärtner gespielt, hatte allerlei Anpflanzungen gemacht und Mamas Sonnenschirm als Zelt darüber gespannt. Natürlich mußten die Anpflanzungen auch begossen werden, und da der Inhalt der kleinen Gießkanne bald verbraucht war, griff Gretchen zur Theekanne, die auf dem Tische stand und eine der Kanne ähnliche Construction besaß. Das im Ausgusse hängende Theesieb ersetzte zur Noth die Brause der Gießkanne. Mama hatte ihren Thee getrunken, sich in die Postfächer vertieft und Gretchens Treiben eine Weile unbeachtet gelassen. Nachdem der Inhalt der Theekanne verbraucht war, griff Gretchen zum Sahnetöpfchen, und goß schließlich auch den Inhalt der Rumflasche auf ihre Anpflanzung. Mamas heller Sonnenschirm bekam, wie sich's gehört, seinen Theil von allem.

Der in ihrer Nähe sich bemerklich machende starke Duft des Jamaica-Rums prima Qualität machte endlich die Mutter aufmerksam, und sie entdeckte mit Schrecken, was geschehen sei.

Es gab Dinge, bei denen die sanfte Mama keinen Spaß verstand; dazu gehörte die Rücksicht auf andere. Der Jamaica-Rum war ihr von der Tante auf die Seele gebunden, und nun düngte er den Boden.

Gretchen wurde diesmal sehr ausgiebig gescholten. „Ungezogenes Kind, Thunichtgut und kleines Schaf!“ hatte die Mutter sie geheißt und sie fortgeschickt zu Mimi.

Gretchen ging, tief gekränkt, besonders über den Ausdruck: Schaf. Noch hatte die arme Mutter ihren Schreck und ihren Aerger nicht überwunden, sie betrachtete eben seufzend den besleckten Schirm, da sah sie Gretchen wieder um die Ecke der Tagus-Hecke kommen.

„Sie will um Verzeihung bitten,“ dachte die gute Mama, bereits halb verjöhnt.

Aber nein! Mit großen Schritten und großer Miene, mit hochgetragenen Kopf und hochgezogenen Augenbrauen, kam Gretchen sehr würdig einhergeschritten. Vermundert erwartete die Mama, was folgen würde; da hielt Gretchen in gemessener Entfernung, streckte pathetisch die Hand aus und sprach mit würdevoll geschürzter Lippe: „Es thut mir sehr leid, liebe Mila, daß Du das zu mir gesagt hast.“

Eine imponirende Verbeugung, und sie wandte sich zu einem ebenso würdevollen Abgange. Darin wurde sie aber durch ein rauhes Spottlachen gestört.

„Das nennt man Kinder-Erziehung!“ schallte es von der andern Seite der offenen Laube, in der die Familie sich zum Nachmittagssthee zu versammeln pflegte. Onkel Brummbar stand da und schüttelte sich in schadenfrohem Lachen. Der Onkel kam sonst niemals zu den Familiensthees; mußte er nun gerade heute kommen? Seine rauhe, barsche Art verschüchterte übrigens die Mutter mehr als das Kind, sodas sie im Augenblicke nichts zu sagen wußte. Das Lachen schnappte plötzlich ab.

„Nenn' Deine Mutter wie sich's gehört, dummer Frag, verstehst Du?“ rief er noch dem Kinde zu und ging, die Hände in den Taschen, ohne die Mutter eines Blickes zu würdigen, an der Laube vorbei, nach dem Hause. Gretchen sank in ihr kleines Nichts zusammen. Von dieser Stunde an nannte sie ihre Mama nie mehr ‚liebe Mila‘. Bisher hatte man ihre kindliche Annäherung belacht; des Onkels rauher Tadel hatte sie auf die Ungehörigkeit aufmerksam gemacht. Sie vergaß sich nie wieder.

Die Ananas.

Gretchen hatte einen eigenthümlichen Verkehr mit dem Onkel. Vor den Andern that er barsch und grimmig, mit ihr allein war er freundlich, und das kluge Kind fand sich sehr gut in diese wechselnden Launen. Auch prahlte sie niemals mit der Gunst Onkel Brummbars, höchstens sagte sie einmal zum Papa, wenn dieser ihr Verhaltensregeln vorschrieb: „Onkel Brummbar hat mich doch lieb!“ — Uebrigens gab Gretchen die Benennung Onkel Brummbar auf. Er hatte nämlich, als sie ihn eines Tages wieder so nannte, mit einem Seufzer geäußert: „Es ist wahrlich kein Vergnügen, Brummbar zu sein, kleiner Frag! Kannst mir's glauben!“

Eines Morgens holte der Onkel Gretchen aus der Kinderstube ab: Mimi wollte Ma auch mitgeben, aber er sagte: „Kaulquabbe nicht; bloß Rohrspaß!“

Mit der Kleinen besaßte er sich nie, denn Ma fürchtete sich vor ihm.

„Was wollen wir heute machen, Onkel Hans?“ fragte Gretchen, wie immer in froher Erwartung, wenn sie mit dem Onkel allein ausging.

„Wirst schon sehen, — aber reinen Mund halten!“

Sie traten in den Speisesaal. Dort stand eine zugedeckte, tiefe Schüssel.

„Himm, himm!“ machte der Onkel und zog die Augenbrauen und die Unterlippe empor, wie er that, wenn ihm etwas schmeckte. Gretchen schnalzte im voraus; der Onkel setzte die Schüssel auf einen Stuhl, damit sie hineinsehen könnte, und hob den Deckel.

In der Schüssel lag eine frische Ananas, in Scheiben geschnitten und dick mit Zucker bestreut. Beide guckten hinein.

„Himm, himm!“ machte der Onkel wieder. Dann nahm er eine Gabel vom Büffet, hob eine Scheibe aus dem goldgelben Saft und steckte sie in den Mund.

„Himm, himm!“ machte nun auch Gretchen, als ob es ihr schmecke, und trippelte von einem Fuß auf den andern. Es gefiel dem Onkel, daß sie sich für ihn freute, und nun gab er ihr eine Scheibe und machte „himm, himm!“ für sie.

Das ging abwechselnd, bis die Schüssel leer war. Hierauf deckte der Onkel sie wieder zu und stellte sie an ihren Platz. — Beim Diner kündete die Tante mit feierlicher Miene eine Ananas-Bowle an. Gretchen blickte nach dem Onkel, der grimmig vor sich hin knurrte.

„Aber erst zum Braten!“ sagte die Tante.

„Thu' Dir man keinen Schaden!“ hohnlachte der Onkel.

Der Braten erschien und mit ihm die verdeckte Schüssel.

Die Tante ließ sich vom Diener ein paar Flaschen Wein öffnen, während dessen sie die Hand auf den Deckel des interessanten Gefäßes hielt.

„Damit das Aroma nicht verfliegt!“ erklärte sie.

„Himm, himm, das Aroma,“ spottete der Onkel und sah hinüber zu Gretchen, deren Augen immer größer wurden. — Da kam der Diener mit der Flasche, — die Tante zog den Deckel fort —

„A — a — ah,“ — ein Moment der Stille, — dann erscholl der Tante Ruf: „Wo ist die Ananas geblieben?“ Sie sah sich im Kreise um; der Onkel

bisß mit mächtigem Appetit einen Krammetsvogel an, — die Andern sahen auf die Schüssel; Gretchen allein sah auf den Onkel.

„Wer hat die Ananas aufgeessen?“ fragte die Tante wieder. Tiefes Schweigen.

Gretchens Augen konnten nicht größer werden, aber sie funkelten den Onkel an, als gälte es, ein Loch in sein Gewissen zu brennen. Der Vater wurde aufmerksam.

„Weißt du etwas davon, Gretchen?“ fragte er das Kind.

Dieses schwieg, ohne den Blick zu wenden.

„Sag's nur!“ knirschte der Onkel unter den Knochen des Krammetsvogels hervor.

„Der Onkel und ich!“ erklärte Gretchen.

„Wir haben die Ananas zum Frühstück verspeißt,“ setzte der Onkel mit seinem rauhem Lachen hinzu; „ich werde doch noch meine eigene Ananas essen können, wie und wann ich will?“

„Aber Johannes!“ rief die Tante empört aus.

„Der gnädige Herr sind zu naschig,“ murmelte hinter der Tante Stuhl der alte Diener kopfschüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

## Ohne Fächer.

Von Heinrich Kana.\*)

„Um neun Uhr wird der Fächer hier sein?“ hatte sie ihn noch heute Mittag beim Fortgehen gefragt.

„Ganz bestimmt, um neun Uhr!“ hatte Otto versichert.

„Ich rechne also darauf! Ich habe ja keinen, wie Du weißt!“

„Ich weiß, ich weiß! Einen hast Du zerbrochen, einen zweiten verliehen, einen dritten verloren. Nicht wahr?“

„Allerdings! Aber ohne Fächer kann ich doch unmöglich auf den Ball zu Commerciens-Raths gehen!“

„Unmöglich! Eine Dame ohne Fächer, und gar bei Bode's? Gott bewahre!“

„Siehst Du! Und nicht wahr —“

„Na, was thut man nicht Dir zur Liebe, Täubchen! Verlaß Dich darauf, um neun Uhr schick' ich Dir Deinen Fächer!“ Und damit war er verschwunden. —

Die Weltanschauung beider Gatten wies beträchtliche Gegensätze auf.

Sie schwärmte außer für elfenbeinerne Fächer auch noch für schwedische Handschuhe, Beilchen-Parfum, Bälle, die Gelegenheit boten, durch ein weißes Atlas-Kleid, mit Straußfedern gepußt, alle anwesenden Damen grün-gelb zu ärgern, für japanische Lackwaren und für Auster-Pasteten. Für Auster-Pasteten schwärmte zufällig auch er. Sonst aber war er Idealist, dabei Rechtsanwalt mit Leib und Seele, nach seiner Ansicht der Beruf, der einem wie kein anderer Gelegenheit bot, den Jammer dieses Erdenbestehens und nicht minder die erbarmungswürdige Schwäche der Menschennatur kennen zu lernen, aber auch erfolgreich für Bedrängte und Unschuldige einzutreten.

Dennoch hatten sich die so verschieden Gearteten aus wirklicher Liebe geheirathet. Im Hause einer gemeinsamen Freundin hatten sie einander tiefer in die Augen geblickt, als Tischgenossen gemeiniglich zu thun pflegen. Das pikante kleine Ding mit den glänzend braunen Haaren, meergrünen Augen und kirschrothen Lippen that es ihm an, und sie verliebte sich in seinen ehrlichen Blick, seine eleganten Manieren, eine angenehme Bass-Stimme und in den feinen ironischen Zug um seinen Mund. Drei Jahre hatten sie dann in glücklichster Ehe gelebt.

Das heißt, alle vierzehn Tage einmal pflanzte sich Eugenie vor Otto auf und belehrte ihn, daß ein junger Rechtsanwalt, der eine so unwiderstehliche kleine Frau sein Eigen nannte, vor Gott und der Welt verpflichtet wäre, sie dreimal wöchentlich in's Theater, in's Concert oder zu einer Soirée zu begleiten, und für die Frage, ob ihr Blumen besser zu Gesicht stünden als Spitzen, das tiefste Interesse zu bekunden. Diese vertraulichen Standreden, die zwar nicht ganz logisch aufgebaut waren, aber mit viel Gefühl vorgetragen wurden, hatten nur den Erfolg, daß Otto beim Zuhören mit tiefsinnigem Gebrumme seinen blonden Vollbart zu streichen pflegte. Hatten aber die Redeübungen seiner Frau länger als fünf Minuten gedauert, dann entzog er ihr einfach das Wort, indem er sich zu ihr hinabbeugte und sie trotz ihres Widerstrebens küßte. Andererseits fand Otto es alle drei Wochen einmal für angemessen, am Kamin

\*) Der begabte junge Autor, der schwer mit den Widerwärtigkeiten des Lebens gekämpft zu haben scheint, ist inzwischen gestorben.

Die Red.

im Boudoir seiner Gattin Posto zu fassen und eine donnernde Philippika loszulassen gegen eine gewisse junge Dame, die als Gattin eines Rechtsanwalts für alle die Gedanken und Gefühle, die sich ihm bei Ausübung seines Berufes aufdrängten, gar kein Verständnis besaß. Auch solche Plaidoyers dauerten nie länger als fünf Minuten. Denn nach Ablauf dieser Zeit warf sich Eugenie regelmäßig ganz zerknirscht in die Arme ihres Gatten und schwor ihm, indem sie seinen pathetischen Tonfall nachahmte, hoch und theuer, daß sie sich in Zukunft nur noch für seine bedrängten Gistmischerinnen und Raubmörder interessieren würde. Und Otto gab sich mit diesem Abschluß der Debatte zufrieden.

Als Eugenie nun heute Abend, in ihrem behaglich durchwärmten Toilette-Zimmer vor dem Spiegel sitzend, die Bemühungen der Kammerzofe, das überreiche Haar der Herrin zu einer kunstvollen Frisur zu formen, verfolgte, fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sie sich jetzt auf dieser großen weiten Welt eigentlich nichts anderes zu wünschen wüßte, als den erwarteten schönen, elfenbeinernen Fächer, — ein Gedanke, der sie sofort zu einem strahlenden Lächeln veranlaßte. Nachdem die Toilette beendet war, und der Spiegel ihr das Bild einer graziosen jungen Dame in weißer Atlas-Robe zurückstrahlte, kam sie nach unbefangener Betrachtung ihrer Person zur Erkenntnis, daß man ihrer Schönheit durch ein tiefes, tiefes Compliment die schuldige Huldigung darbringen müsse, und so machte sie sich einen ceremoniösen Knix. Dann schritt sie trällernd durch den langen, dunkeln Corridor ihrem Boudoir zu.

Auf der Schwelle angelangt, hielt sie einen Moment lang inne und sog gleichsam den Hauch des Luxus, der den kleinen Raum durchwehte, mit befriedigten Blicken ein. Diese rothbraune Tapete aus gepresstem Leder, diese behagliche Chaiselongue mit dem braunen Sammet-Überzug, darauf das Kissen mit der golddurchwirkten Stiderei, dieser schwarze Schreibtisch mit den feingeschnittenen Füßen, die Etagère mit den hundert zierlichen Nippes, und vor allem das weißliche Licht, das aus den matt geschliffenen Glasugeln des Lüsters so reich und wohligherabfloß, — wie entzückend das alles war! Als sie mitten im Zimmerchen stand, amüßte sie sich lindlich, daß sie darin keinen Schritt thun konnte, ohne mit ihrer Schleppe irgendwo hängen zu bleiben. Einmal klirrte es auf dem Schreibtische, jetzt wackelte ein Stühlchen, jetzt klapperte und klapperte es auf der Etagère. — Und dann ließ sie sich auf die Chaiselongue fallen; den Kopf auf die Hand gestützt, damit ja nicht ihre Frisur Schaden leide, versank sie in eine aufmerksame Betrachtung ihrer glänzenden weißen Atlas-schuhe. Mitten in dieser Betrachtung gedachte sie ihres Mannes, und sie sah seinen blonden Kopf mit den stolz geschnittenen Zügen vor sich. „Es ist doch schön von ihm, daß er so ganz in seinem Beruf aufgeht,“ dachte sie und begann ihre kleinen Füße in taktmäßige Bewegung zu setzen. „Und wenn er auch in seinem Arbeits-Enthusiasmus manchmal die Gebote der Galanterie vergißt, so hat das ja nichts zu bedeuten, denn er arbeitet ja nur für mich, und heute, — heute bekomme ich meinen Fächer!“ Hier wurde die taktmäßige Bewegung der Fußspitzen eine auffallend rasche; sie führten einen förmlichen Triumph-Marsch aus.

Da zuckte sie plötzlich zusammen. Drüben im Speisezimmer war in der Pendeluhr ein schnarrendes Geräusch hörbar geworden. Nun würde die Uhr gleich zu schlagen beginnen. Mit ihrer Toilette beschäftigt, hatte sie gar nicht auf die Zeit geachtet. „Es wird doch nicht schon neun Uhr sein?“ fragte sie sich. „Ach nein! Höchstens acht!“ In ihrer Ungeduld war sie auch diesmal sicher, wie bisher immer, um eine Stunde zu früh sitz und fertig geworden. Ja! Nun konnte sie zusehen, wie sie sich eine volle Stunde die Zeit vertreiben würde.

Aber da fing es schon an zu schlagen. „Eins . . . zwei . . . drei . . .“ zählte sie mit. Wenn es schon neun Uhr wäre, dachte sie inzwischen, müßte doch auch schon der Fächer kommen. „Vier . . . fünf . . .“ Jetzt trat eine kleine Pause ein, das Uhrwerk gerieth in's Stocken, — es mußte etwas darin verdorben sein. „Sechs . . . sieben . . . acht! . . . Erst acht! . . . Nun also!“ — Eugenie athmete auf. — Aber wie? Was war das? Wahrhaftig, der neunte Schlag! Neun Uhr! Und der Fächer? Wo blieb der Fächer?

„Otto wird's doch nicht vergessen haben?“ stieß sie unmutig hervor. Denn jetzt, nach neun Uhr, wo alle eleganteren Läden bereits geschlossen waren, wie sollte sie da zu einem Fächer kommen? . . . Aber nein, er kann es nicht vergessen haben! Er hat es ihr so feierlich versprochen, ihre Bitte zu erfüllen! — Immerhin, es war schon neun Uhr . . .

Sie horchte, ob sich nicht auf der Treppe das Geräusch von Schritten vernehmen ließ. Ja jetzt! Ein schwerer, plumper Schritt, der eines Dienstmannes oder

Geschäftsdieners. Gewiß, der brachte ihn! So hatte sie Otto also Unrecht gethan. Ein Mann, ein Wort! Kaum hatte es neun Uhr geschlagen, und schon . . . Und sie eilte selbst zur Thüre, die nach dem Flur führte, um ja keinen Augenblick länger warten zu müssen!

Der Herr Dienstmann oder Geschäftsdieners, der schien allerdings der Sache nicht die gleiche Wichtigkeit beizulegen. Langsam, schwerfällig erstieg er Stufe um Stufe. Jetzt war er im ersten Stockwerk angelangt. Nun gönnte er sich ein wenig Ruhe und begann sich zu räuspern und mächtig zu pusten. Unwillkürlich mußte sie ihm nachahmen „Puh . . . Puh . . . Puh!“ — So, nun war er offenbar wieder so weit gekräftigt, um die zweite Treppe ersteigen zu können. Wieder stapfte dieser langsame, schwerfällige Schritt die Stufen herauf. Durch das Guckloch spähend, sah sie eine rothe Mütze auftauchen, und einen Augenblick später folgte die ganze vierschrötige Gestalt. Aber wie? Der Mann zeigte gar keine Miene, vor ihrer Thüre Halt zu machen? „Thür links, Thür rechts!“ hörte sie ihn murmeln. Gleich darauf zog er die Klingel bei der Thüre gegenüber und gab dort sein großes, unförmliches Paket ab. Dann stapfte er langsam und schwerfällig die Treppe hinab. Und wieder blieb es eine Weile ganz still im Treppenhaus.

Es begann sie zu frösteln in dem kalten Flur. Sollte sie nicht lieber in's Boudoir zurück und dort ruhig abwarten, bis Otto käme? Er würde den Fächer wahrscheinlich selbst mitbringen! Jetzt mußte er unbedingt auch gleich da sein. Die Einladung lautete ja für neun Uhr, und er hatte noch Toilette zu machen. O, er müßte da sein in fünf, in zehn Minuten! . . . So lange würde sie es noch aushalten, besonders wenn sie sich in den Shawl einhüllte, der da an dem Kleiderhaken hing. . . . Ja, in diesen Shawl; der war so warm, daß sie Otto auch draußen erwarten konnte auf dem Flur. Und sie warf ihn um die Schultern und trat hinaus. Hell erleuchtet lag das Treppenhaus da.

Es war doch eigentlich etwas Unheimliches, so ein hell erleuchtetes, menschenleeres Treppenhaus. . . . Wie die Stufen sich streckten in langer Flucht, hinauf und hinab; und wie das Gaslicht flackerte, als würde es von einem Luftzuge bewegt, trotzdem man nichts davon merkte; und wie unruhige Nestler über die marmornen Treppentwangen dahinglitten, und wie die blauen und rothen Figuren dort in den buntbemalten Fenstern sich zu regen schienen. . . . Und jetzt, war es wirklich so oder schien es ihr nur? Nein, sie täuschte sich nicht, ein Summen und Surren wurde plötzlich laut, ein verworrenes Geräusch, ein Stöhnen manchmal, ein unterdrücktes Seufzen, als sei hier irgendwo erstarrtes Leben, das sich zu befreien suchte aus seiner Erstarrung. . . . Brrr! Ein Schauer überließ sie. . . . Erstarrtes Leben! Was für ein alberner Gedanke das war! Sie mußte über sich selbst lachen. . . . Und doch im nächsten Augenblicke packte sie wieder der Schauer, und sie kam sich wie eine Andere vor in diesem weißen Kleide, . . . allein in dem menschenleeren, hellerleuchteten Treppenhaus.

Fast wie eine Erlösung begrüßte sie es, als plötzlich die grobe Stimme der Portiers-Frau zu ihr heraufscholl; diese schien wieder einmal mit ihrem Manne in Streit gerathen zu sein und überschüttete ihn mit einer Fluth von scheltenden Worten. Er blieb allerdings die Antwort nicht schuldig, er zahlte in gleicher Münze zurück. Und dennoch ertappte Eugenie sich dabei, wie sie beinahe mit einer Art von Behagen den unschönen Ausdrücken lauschte. Es war doch immer besser, als diese unheimliche Stille vorher. Jetzt hörte sie auch, um was es sich handelte. Der Mann hatte das Geld, das die Frau ihm mitgegeben, vertrunken. Freilich, ihr wurde es nicht leicht, sich ihre paar Groschen als Waschfrau zu verdienen, und er war nicht gerade das Muster eines Mannes und Familienvaters! Er lungerte lieber halbe Tage lang in der Kneipe herum, als daß er seinem Erwerb als Maurer nachging. . . . Aber deshalb eine so öffentliche Scene! War das ein Eheleben? Wie war es möglich, daß Gatten einander so entfremdet wurden, daß sie sich mit so häßlichen Worten belegten?!

Nun war es unten still geworden. . . . Abermals lag das Treppenhaus vor ihr in seiner unheimlichen Dede, und sie begann zu frieren, trotz des Shawls. . . . Es war doch besser, sie ging hinein und wartete im Boudoir.

Wie das ihr verändert vorkam, da sie es wieder betrat! Sie begriff gar nicht, daß sie es hier vor einer halben Stunde so anheimelnd gefunden. So farblos gefiel sich nicht mehr, da sie sich im Spiegel über der Console betrachtete. Ihr Teint hatte entschieden einen Stich in's Bläuliche bekommen.

Mühsam ließ sie sich auf die Chaiselongue nieder. Wie ganz anders war ihre Stimmung vor einer Stunde gewesen!

Warum nur Otto nicht kam? Er wird wohl beschäftigt sein! Aber schließlich, ein Mann kann doch, wenn er will, seine Arbeit so eintheilen, daß er nicht seine Frau warten zu lassen braucht, wenn sie auf seine Begleitung angewiesen ist. . . . Otto freilich hatte für solche Gebote der Galanterie kein Verständnis; immer und immer ließ er sie im Stich! Jedes Vergnügen wurde ihr verleidet durch das ewige Warten. . . . Sie war doch schließlich eine junge Frau und hatte ein Recht darauf, ihr Leben zu genießen! Das sollte er doch bedenken! Und wenn er's nicht bedachte, so war das nicht bloß ungalant, nein, es war rücksichtslos! — Rücksichtslos? O nein, mehr! Ein Zeichen von Lieblosigkeit.

Lieblosigkeit, — ja, das war das rechte Wort! Er war lieblos gegen sie! Das war er immer gewesen. Daraus erklärte es sich ja auch, daß er über seine Arbeit alles, was sie betraf, so ohne weiteres vergaß! Daraus erklärte sich überhaupt, daß er in seinem Berufe so völlig aufging. Ein Mann, der seine Frau liebt, vergißt alles andere, wenn er mit ihr beisammen ist. Er aber dachte in ihrer Gesellschaft unausgesetzt an alle Vorkommnisse in seinem Bureau; er konnte es ihr ja nicht verzeihen, daß sie dafür nicht das gleiche Interesse besaß! Das erschien ihr jetzt so klar, so einleuchtend! Wie sie das bisher hatte übersehen können? Wie sie bisher nur immer glauben konnte, daß er sie liebe, daß er nur für sie arbeite. . . . Haha! Er für sie arbeiten! Er arbeitete, weil er emporkommen, seinen maßlosen Ehrgeiz befriedigen wollte. Es war zu drollig, daß sie dagegen immer so blind gewesen war! Noch vor einer Stunde!

Ein häßliches Gefühl stieg in ihr auf, das sie bisher nicht gekannt. War es Haß gegen ihn oder gegen sich selbst? Sie wußte es nicht; aber mit einem Male war ihr alles gleichgültig geworden. Alles auf der Welt! Und in dieser Stimmung sollte sie den Ball besuchen? Nein, nein, das wollte sie nicht, nur nicht das! O, schon der bloße Gedanke that ihr weh! Sie würde rasch abjagen, ein plötzliches Unwohlsein vorschützen. . . . Sie konnte ja gar nicht anders. . . . Wer mochte wissen, wann Otto nach Hause kommen würde, um sie abzuholen; er, der wahrscheinlich im Drange der Geschäfte überhaupt vergessen hatte, daß er eine Frau besaß!

Eugenie hatte sich schon erhoben, um wieder ihr Toilette-Zimmer aufzusuchen und dort ihre Ballrobe mit einem Hauskleide zu vertauschen, als plötzlich der Schlüssel im Schlosse gedreht wurde. Gleich darauf trat Otto in's Zimmer. Er schien mit seinen Gedanken sehr beschäftigt zu sein, denn ein Ausdruck des Erstaunens flog über sein Gesicht, als er seine Frau in Ball-Toilette erblickte.

„Schon so spät?“ fragte er.

„Spät? Erst zehn Uhr!“ erwiderte sie ironisch. „Eine Stunde Verspätung ist ja bei Dir das Mindeste.“

„Du hast Recht! Ich habe Dich warten lassen. . . . Verzeihe. . . .“ Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen.

„O, bitte, das hat nichts zu sagen!“ unterbrach sie ihn pikirt. „Ich bin es ja schon gewohnt!“

„Aber diesmal hat meine Unpünktlichkeit einen Grund, den Du sogar wirft gelten lassen müssen!“ erwiderte er mit einer gewissen Schärfe.

„Sogar ich?“ fuhr sie auf. „Das heißt in Deiner Sprache: Du, eine Frau, die sonst ohne alle Einsicht ist!“

„Aber Kind, Kind!“ unterbrach er sie überrascht, „wir sind doch darin einig, daß wir uns in gewissen Dingen nicht verstehen, und lachen darüber! Weshalb auf einmal diese Vereiztheit?“ — „Du bleibst ja trotzdem meine liebe kleine Eugenie!“ fuhr er gutmüthig fort, indem er ihre Hand zu ergreifen suchte.

Sie entzog sie ihm heftig. Daß er so gar nicht ahnte, wie sehr er ihr den Abend verdorben hatte, das brachte sie um den Rest ihrer Selbstbeherrschung.

„Schon gut!“ stieß sie hervor. „Es giebt gewisse Grenzen. In allen Dingen rücksichtslos zu sein, dazu hast Du kein Recht. . . .“ Und im zornigen Drange den ganzen Umfang seiner Rücksichtslosigkeit kennen zu lernen, fügte sie hinzu: „Mir einen Fächer zu kaufen, das hast Du natürlich vergessen?“

„O nein!“ erwiderte er ruhig. „Nicht?“ rief sie, hierüber fast unangenehm enttäuscht.

„Nein!“ wiederholte er.

Ein Gefühl der Beschämung beschlich sie. Er hatte doch daran gedacht!

„Wo ist er also?“ fragte sie, unwillkürlich einen freundlicheren Ton anschlagend.

Er fixirte sie einen Augenblick. „Ich habe Dir keinen gekauft!“ sagte er dann.

„Wie? Du scherzest!“ meinte sie ungläubig. „Du sagtest doch. . . .“

Nachdruck verboten.

### Sorge.

Von F. W. Heims.



ie Sorge wird gemalt mit verhülltem Haupte,  
 von schwarzen Schleiern umwallt. Aber noch ist  
 kein Maler darauf gekommen, sie als eine ge-  
 flügelte Gestalt darzustellen. In der Dichtung  
 fehlen ihr die Flügel nicht. In einer Ode des Horaz  
 schon heißt es, daß sie mit dem Reiter auf's Pferd  
 und mit dem Seemann zu Schiffe steige. Sie ist eben überall,  
 — wie das Glück, ihre leuchtende, sonnige Schwester. Ja,  
 sonnig! Wie oft hört man das Wort über ein junges Mädchen  
 gesprochen: ein sonniges Wesen, — ein sonniges Gesicht. Und  
 es mag einen dabei etwas wie leise Behmuth bespödeln. Wie  
 bald mögen die ersten Wolkenschatten über dies junge Angesicht  
 ziehen! Wie bald mögen diese strahlenden Augen sich mit  
 Thränen füllen! Wie bald mögen die ersten Sorgen im Herzen,  
 dem so hochschlagenden, sich einnisten! Manche junge Mutter,  
 die stolz und freudig gehobenen Hauptes in's Leben trat, hat  
 später an der Wiege ihres Kindleins gesungen:

„Stellen erst Sorgen um's Lager sich her,  
 Kindlein, dann schläfst Du so ruhig nicht mehr!“

Die Erzählung von dem Könige, den nur das Hemd eines  
 Glücklichen heilen konnte, ist bekannt. Er sandte Boten durch  
 sein ganzes Reich, einen Glücklichen aufzufinden, — und sie  
 kamen zurück mit der Trauerbotschaft, sie hätten keinen getroffen,  
 der glücklich, ganz glücklich gewesen wäre. Die Menschen hätten  
 alle ihre Sorgen. Endlich kam noch einer nach, der hatte einen  
 Hirtenjungen gefunden, dem fehlte nichts, gar nichts; aber der  
 besaß leider kein Hemd! Und so konnte dem armen Könige  
 nicht geholfen werden.

Der Sinn ist der, daß ein frohes und sorgensfreies Herz  
 das höchste irdische Glück ist. Allein wie kommt man zu dieser  
 Sorglosigkeit? Das ist eben die Frage.

„Durch Vermögen, Geld, Gut!“ würde bei einer Volksabstim-  
 mung, der Fabel zum Trost, weitaus von den meisten die Antwort  
 lauten. Freilich: „Reichthum schändet nicht, und Armut macht  
 nicht glücklich“ heißt ein Leutewort; aber glücklich macht ersterer auch  
 nicht! Ich will damit keine allgemeine Redensart nachbeten;  
 ich möchte es nur als Lebenserfahrung aufstellen. Ich habe  
 unter allen, die ich in reichbewegtem Leben kennen gelernt habe,  
 auf den verschiedensten Gassen des Lebens, nie einen reichen  
 Mann gefunden, dessen Augen darum stets heller geleuchtet,  
 dessen Herz in höherer Bönne geschlagen hätte, als das des  
 anderen, der, mühsam seinen Unterhalt verdienend, gesund und  
 zufrieden unter den Seinen am Abend sein Brod in die Milch  
 tauchte; und ich wäre nicht abgeneigt, jenem Studenten vor  
 manchem Millionär den Preis zuzusprechen, der in ein Fremden-  
 buch lachenden Mundes einschreiben konnte:

„Arm wie ein Besenbinder,  
 Der Beutel leer wie nie,  
 Und doch vergnügt sein, — Kinder,  
 Das heißt Philosophie!“



Aus dem Leben eines Wunderkinds. — Siehe Seite 160.  
 „Bist Du der Rohrspatz von heute früh?“

„Ja, ich  
 wollte Dir  
 einen Fächer  
 kaufen, aber  
 ich habe es  
 unterlassen.“  
 „Absicht-  
 lich?!“  
 „Ja!“  
 Sie  
 starrte ihn  
 eine Weile  
 eine Weise  
 fassungslos  
 an. Was  
 sollte das be-  
 deuten?  
 „Du  
 willst also,“  
 begann sie  
 dann wieder,  
 „daß wir zu

Hause bleiben?“

„Durchaus nicht!“

„Nein? Ich soll am Ende gar ohne Fächer auf den Ball?“

„Das wünsche ich allerdings!“

Eugenie blickte ihrem Mann in's Gesicht. Es war ihm offenbar ernst mit dem, was er sagte. Sie sollte ohne Fächer auf den Ball! Das war zu viel!

„Ohne Fächer?“ rief sie und begann in gereizter Art zu lachen. „Ohne Fächer! Das ist ja entzückend!“

Sie fühlte, daß der Zorn in ihr übermächtig würde. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und hätte alles zerschlagen, was ihr in die Hände käme. Aber mit einer Anstrengung, die ihr fast übermenschlich erschien, zwang sie sich wieder zur Ruhe und sagte: „Ich darf Dich wohl erjuchen, mir Dein etwas sonderbares Benehmen zu erklären?“

„Gewiß!“ antwortete Otto. „Ich wollte es ja gleich beim Eintritt thun, und wenn Du nicht so erregt geworden wärest . . .“

„Also bitte . . .!“

(Schluß folgt.)



Ostsee-Strand. Nach dem Bilde von A. Müller-Kurzweil. — Siehe Seite 170.

Es giebt eben zu viel Sorgen, die man sich nicht weglaufen kann, und denen ein Krösus machtlos gegenüber steht. Für den Tod ist kein Kraut gewachsen, und der Reiche muß mit dem Armen d'ran. Und der Tod ist wohl die größte Sorge. Ich kenne wenigstens Leute, reiche und kluge Leute, die vor einem Leichenwagen arge Angst, und vor einem Gang über den Kirchhof Grauen haben.

dem der Hösliche nicht, wenn der Wagen davonrollt, vielleicht ganz leise ein Wort hinterherflüstert, das anders wie „Chrenmann“ klingt? — Und die Sorge um ein Kind, das auf bösen Wegen geht? Mancher hätte sie gern mit Säcken voll Gold abgelöst, — und hat sie tragen müssen als furchtbar schwere Last, ein armer, sorgengequälter reicher Mann. Und solcher unwägbarer Güter giebt's unzählige.

mehr Menschen aus Mangel an einer Equipage als aus Mangel an Brod das Leben.“ Aber sonst soll's gelten:

„Von allen guten Schwingen  
Zu brechen durch die Zeit,  
Die kräftigste im Ringen:  
Das ist ein rechtes Leid!“



Spätherbst. Nach dem Bilde von L. von Zumbusch. — Siehe Seite 176.

Photographie-Verglag von J. Löwy, R. u. R. Hof-Photograph, Wien.

War jener Börsefürst etwa glücklich und ohne Sorge, der mit all' seinem Golde sein Augenlicht nicht zurückkaufen konnte? War jener junge Vanderbilt glücklich, der, eben weil er alles, alles kaufen konnte und gekauft hatte, was die Welt ihm zu bieten vermochte, aus Ekel am Leben sich erschöpfte?

Aber es giebt doch noch viele unwägbarere Dinge mehr, die nicht zu kaufen sind. Ehre, jenes unverlierbare, unersehbare Gut des Mannes wie der Frau, — die Ehre im Herzen. Kaufen thut sie keiner, wie sehr er darum sorgt. Ansehen? Ja, jenes wohl, bei dem der Lakai, den Hut in der Hand, am Wagen steht, und der Kaufmann den Kunden dienernd bis auf die Straße geleitet; aber das Ansehen ist nicht um Geld feil, bei

Der Reichtum ist an sich kein Sorgenbrecher. Nur einer Sorge kann er die Spitze bieten: der Sorge um's tägliche Brod, der Nahrungssorge! Dieser fehlt freilich alles aufwärts Tragende. Bei der Sorge um ein sterbenskrankes Kind, in der die Mutter die Hände ringt in einsamer Nacht, — während des tobenden Schmerzes um einen, der heimgegangen ist, — ja, da stehen um die Wiege und um's Grab her leuchtende Gestalten, die aufwärts zeigen, und durch die Nacht des Todes und der Thränen klingen tröstliche Ewigkeitsworte: „Selig sind, die da Leid tragen.“ Aber das tägliche Brod, das wächst so ganz aus der Erde, es ist so ganz Materie! — Dennoch mag jener Mund Recht haben, der behauptete: „Es nehmen sich

Ihre furchtbarste Gestalt aber nimmt die Sorge da an, wo Herzensnoth und Erdennoth zusammentreten. Eine Wittwe, die um ihr Lebensglück, das begrabene, sich die Augen ausweint und die Arme um ihre Kinder schlingt: „Wo nehmen wir Brod her für so viele?“ — das ist das Herzbrechendste, was es giebt. Und es kommt so oft vor! Man mag sagen, was man will, wo der Ernährer und Versorger einer Familie dahingerafft wird, da ist der Sorge das größte Thor geöffnet, durch das der furchtbare Gast einziehen kann mit triumphirend auswehenden Trauerschleiern. Stirbt eine Mutter: des Leides und der Sorge genug! Aber es ist nicht die nackte, brutale Sorge der Noth!

Es steht an seinem Orte ein wunderschönes Wort: „Ich will ihm eine Gefährtin machen“. Keine Skavin, keine Herrin, nein, eine Genossin, Freundin, die um ihn sei, die ihm Liebes thut ihr Leben lang und kein Leides, und ihres Mannes Herz kann sich auf sie verlassen. Dies ist die idealste Auffassung vom Verufe der Frau, die je ausgesprochen wurde. Und wo wird die Frau am besten eben in diesem edeln Licht sich zeigen können? Nicht etwa auf der Rheinfahrt, nicht auf der Badereise, nicht im Salon oder bei der Zurüstung zum Diner, — nein, am Tage der Sorge, zu Zeiten des Unglücks! Darnach wird ihr Werth zu messen sein, was sie dem Manne, ihrem Hause zu den Zeiten der Noth sein kann. Es ist ein köstlicher Gewinn, wenn gerade dann, wenn alle Stützen wanken, dem aus dem heißen Streite des Tages Heimkehrenden das schöne Wort mit hellem Klange durch die Seele tönt: „Eines Mannes Herz soll sich freuen, wenn er seines Hauses Giebel von ferne sieht“, und falls ein Sturmumbrautes Haupt Ruhe finden kann am Herzen einer klugen, seelenstarken Frau, die mit weicher Hand ihm die Falten von der kampfesheißen Stirn glättet. Es ist ein Bekennniß, schön wie kein anderes Geständniß der Liebe, wenn es aus dem Munde eines Mannes heißt, während er die lieben Hände seiner Gefährtin hält: „Ich habe ja Dich; nun komme, was kommen mag!“ — Ein großes, mächtiges Glück!

Es giebt aber Abwege, auf denen eine Frau am Tage der Sorge gehen kann, ihren Beruf verfehrend. Der eine ist der, daß sie sich um nichts kümmert und ihren Mann allein tragen läßt, oder ihm hier und da noch einen Stein dazu auf die Bürde legt. Es muß alles vorhanden sein; das ist seine Pflicht, dazu ist er da, dazu hat sie ihn geheirathet; und kann er's nicht schaffen, — ei, dann giebt's ein erstauntes Gesicht: „Aber ich bitte Dich, es geht ja doch nicht anders!“ — Selig der Mann, dem die Frau die Hände auf die Schultern legt: „Vorwärts zusammen! Es geht alles! Und Liebe überwindet alles!“ Das kann auch Wonne im Leid sein.

Und der andere Abweg, das ist der des Jammerns und Klagens ohne Ende; wo der Mann bei der Frau wohl Verständniß findet für seine Sorge, aber keinen Trost, keine Kräftigung. Dellef von Lilienkron rühmt in einem Gedicht einer Heimgegangenen nach:

„Tausend schwarze Krähen,  
Die mich umflatterten auf allen Wegen,  
Entflohen, wenn sich deine Tauben zeigten,  
Die weißen Tauben deiner Fröhlichkeit.“

Es mag einer Frau oft schwer werden, eine heitere Stirn zu zeigen in den Tagen der Sorge; aber sie soll ihren Mann wenigstens vor dem Schicksale bewahren, daß nur schwarze Krähen um den Giebel seines Hauses flattern. Es giebt ein ewiges Seufzen, ein verdorrtes Schweigen, ein muthloses Sichdareingeben: „Ach, es hilft ja doch nichts!“ „Es geht uns ja doch schlecht!“ — „Wie können wir wohl anderes als Unglück haben!“ Dann geht der Mann, der sich nach Kräftigung und Freude sehnte, finsternen Blickes, gefenken Hauptes wieder hinaus an sein Werk; muthlos, kraftlos, statt frischen Muthes die Schulter wieder unter sein Kreuz zu stemmen im Gedanken an den letzten Blick seines Weibes, der ihm gefolgt, statt in solchem frischen Liebesmuth mit Freuden und auf Hoffnung frohen Gelingens die Arbeit anzugreifen mit einem: Ich wag's, Gott walt's! — Eine Frau muß in eigener Person im Leid das Glück des Mannes sein.

Es giebt aber schwere Naturen, die bedürfen gar nicht einmal einer wirklichen Sorge, um immerfort trauernd und klagend einherzugehen; wenn sie keine haben, dann machen sie sich eben welche. Ich möchte sie die „Wenn- und Aber-Frauen“ nennen. „Wenn nun dies und das vorkäme!“ — „Wenn gar jenes sich ereignete!“ Frauen, die mit strömenden Thränen dem Manne entgegenstürzen: „Um Gottes Willen, das Kind hat solch heißen Kopf, wenn es nur nicht Gehirnentzündung bekommt!“ oder die in Weinkämpfe verfallen, falls der Mann einmal vom Abendstoppfen um 10 Uhr nicht nach Hause gekommen ist, weshalb sie ihn schon erschlagen auf der Straße, oder ertränkt im Kanal, oder arretirt auf der Hauptwache sehen. Die Einnahmen sind einmal in einem Jahre geringer gewesen, und die Frau sieht in der Ferne sofort das Gepepsti des Hungers und des Bankrotts auftauchen: „Mann, wir gehen zu Grunde!“ Die Frauen endlich, die, wenn der Junge einmal einen heruntergekommen ist in der Schule, ihn im Geist als Vagabunden künftiger Tage schon vor dem Strafrichter erblicken; die, bei denen die Diensthöfen immer betrügen und stehlen, und die auf Reisen das Haus daheim beständig in Flammen aufgehen sehen: „Ich habe keine Ruhe, ehe ich wieder zu Hause bin!“ — Was soll aus denen erst werden, wenn Noth und Sorge einmal wirklich mit hartem Finger anklopfen?

Man sprach früher viel von Mesallianzen, und thut es gelegentlich noch. — Und mit Recht. Ehegatten sollen einander ebenbürtig sein, sonst giebt's immer ein Unglück. Nur daß dazu nicht immer zwei gleich viel Schilde zählende Ahnentafeln gehören. Es geht auch ohne sie. Aber weil diese Ebenbürtigkeit sich im ganzen so selten findet, darum geht's auch oft so verkehrt zu in der Welt und in den Häusern. Der Einfluß einer lebenswerthen, klugen Frau, die immer das Rechte trifft, immer auf der Höhe der Situation steht, ist ja doch ein unbegrenzter. Für eine geliebte Frau, eine Gefährtin in Freud und Leid, thut ein Mann alles. Die Frau wird immer das Schicksal des Mannes sein; entweder sie macht ihn glücklich, — oder nicht. Und glücklich machen kann sie ihn auch am Tage der Angst und der Sorge; dann gerade erst recht, als die milde, freundliche, theilnehmende, aufrichtende Frau, die zu jedem Thun bereit, zu jedem Opfer willig:

„Und wenn nach heitem, erstem Tag  
Du mir verschwendest schwere Sorgen  
Und ich an Deinem Herzen lag,  
Und nicht mehr dachte an ein Morgen,  
—  
Glüdes genug!“

Und woher, um auf die einmal aufgestellte Frage zurückzukommen, soll denn eine Frau die edle Ruhe nehmen, in der sie alle Sorge, wenn nicht überwindet, doch innerlich meistert? Daß sie Sorge zu tragen vermag um alles in einem feinen und guten Herzen, und doch der Sorge die Thüre verschließen kann? Daß, nachdem sie seuchten Auges gen Himmel blidend flehte: „Unser täglich Brod gib uns heute“, doch mit fröhlichem Angesicht ihren Kindern das Mahl ausstellt? — Es giebt ein gutes Recept dafür, und Eichendorff hat's den lieben und

edeln Frauen jammt ihren Männern zu Nutz und Frommen aufgeschrieben:

„Den lieben Gott laß ich nur walten;  
Der Bächlein, Verchen, Wald und Feld  
Und Erd' und Himmel will erhalten,  
Hat auch mein Sach' auf's best' bestellt!“

Rachdruck verboten.

Solanum Dulcamara.

Novellette von O. von Oberkamp.

**S**olanum Dulcamara wird einer der giftigsten Nachtschatten in der Botanik genannt. Niedrig und kahl ist der Stengel, der beim Zerbrechen einen widrigen Geruch von sich giebt; ebenso riechen die eifanzelförmigen, am Grunde geöhrleten Blätter unangenehm, und roth wie Blutstropfen schimmern im Hochsommer die Beeren, die an schwankenden Stielen über ihnen erzittern. Dem Volksglauben nach entspricht die giftige Pflanze dem Boden dort, wo eine Unthat geschehen ist. — — —

Wenn man die Schenke am Walschensee im bairischen Gebirge, die auf weihgeflüchteter Mauer die Inschrift zeigt „Zum Jäger am See“, hinter sich läßt, so gelangt man auf einen Weg, der zwischen stüßernden Eiben eine Strecke weit an den grünlichen, kristallklaren Bässern entlang führt, in die Zachenau.

Hier, inmitten dieser blühenden, von einem markigen Menschenstamme bewohnten Au, lehnt an einem Berghang, unter Tannen und Fichten, ein einfaches Bauerngehöft.

Die Bank vor dem einstöckigen Hause ist moosüberwachsen, als ob Jahre lang keiner darauf gerasst hätte; unweit davon aber wuchert am Boden ringsum der schwarze Nachtschatten.

Und auch Nachtschatten, die kein Sonnenlicht zu verdrängen vermag, ziehen unsichtbar über diese Stelle; denn hier hat der Wellhofer-Bauer, der vorletzte Besitzer des Gehöftes, im Jähzorn den Hans Lebrechter erschlagen.

Der Josef Wellhofer, der die schwere That begangen, hat in der Stadt auf der Armenjünderbank gesessen, allwo auch sein Vater, der Hans Wellhofer, angeklagt wegen verächtlichen Mordes, einmal saß. Vater und Sohn haben ihre Schuld längst im Zuchthaus verbüßt; sie sind gerichtet worden und sind gestorben. Aber — es stirbt der Mensch, doch die Schuld, die er begangen, lebt fort, und dunkel wie Nachtschatten fällt sie auf die Wege der Entel.

Und der hübsche, aber finstere Jochem Wellhofer, der Sohn des Todtschlägers und letzte Sproß des reichen, gewaltthätigen Bauerngeschlechts, das dermaleinst den Nacken so hoch trug, wie ihn nur Könige tragen, ging jetzt gebeugt einher unter der Schuld seiner Väter.

Armer Jochem Wellhofer! Er war ein schenes, verschlohenes Kind gewesen, und da jeder in der Zachenau dies für das Zeichen des Fluches hielt, der auf dem Kleinen lastete, und ihn demgemäß behandelte, so erwuchs ihm aus diesem Aberglauben wirklich ein Fluch. Er lernte die ungerechten Menschen hassen, und Haß ward wieder mit Haß vergolten. Nur seine riesige Körperkraft schützte ihn allmählich vor Mißhandlungen.

Die Menschen mieden ihn, und er mied die Menschen; aber wenn er in schweigender Waldesjanskeit manchmal ein noch über ihn unbelehrtes Kindlein traf, das Beeren pflückte, dann rief er es herbei und zog es auf seine Kniee, als zwänge ihn eine innere Nothwendigkeit, sich an dem Lächeln der Unschuldigen zu erwärmen, die ihn nicht verdammtten um anderer Mißthaten willen. Das war aber auch das einzige lose Band, das den Einsamen noch mit der Welt verknüpfte; er besaß keinen Freund, keine Liebste.

Achtzehn Jahre waren seit der Unthat vergangen. Die junge Wittve des erschlagenen Hans Lebrechter war verschollen, die Schuld gebüßt, aber der Nachtschatten an der einsamen Moosbank wucherte fort.

Manchmal blieb der Jochem Wellhofer, der ganz allein mit einer alten Magd und zwei auswärtigen Anechten auf dem Gehöfte hauste, in tiefen Gedanken vor dem Nachtschatten stehen, und er nicht ausrotten wollte, weil sie im Dorfe vor dem Oistgewächs sich fürchteten, und weil die Ausrottung ihm doch nichts helfen könne, wenn sie nicht auf eine ganz besondere Art geschehe.

Falls nämlich eine herzensreine Jungfrau über das grüne Gistkraut schreitet und die Kniee beugt zum stillen Gebet an der Stelle, wo der Mord geschehen, dann verdorren die Nachtschatten, und das Glück wird wieder einziehen in den versehten Hof. Das hatte dem Knaben einst eine Zigeunerin im Walde prophezeit, und der Glaube an die Wahrheit dieses Wortes haftete noch im tiefsten Innern des Mannes, wenn er auch jetzt bitter darüber lachte.

Denn die Maid war nicht gekommen, und der Nachtschatten grünte fort, und die Leute im Dorfe sagten: „Das Gistkraut verwehrt nicht und immer wieder tragen wird's neue Blutstropfen; denn der Jochem Wellhofer wird thun, was sein Vater und Großvater gethan. Er wird einmal die Hand heben gegen einen; die Gewaltthat liegt bei den Wellhofer's im Blute.“

Der Volksmund sprach wahr. Die Gewaltthat lag den Wellhofer's im Blute, und der Jochem Wellhofer wußte darum. Und weil er darum wußte, bangte es ihm, aus seinem Hause und aus seiner Seele herauszutreten. Ihn hielt die Furcht in Schranken vor der Wildheit seiner Natur, vor dem Feuer, das in seinen Adern rollte und growlte, und niemals berührte seine Hand deshalb eine Karte. Niemals leerte er einen Becher über den Durst, niemals wechselte er mit seinen Arbeitern ein überflüssiges Wort.

Manchmal, wenn das Blut in ihm aufflammte, wenn die Wuth ihn ergriff, — eine Wuth, so wild, daß, wenn die Menschheit in einem Menschen verfürpelt vor ihn hingetreten wäre, er diesen einen hätte niederschlagen können ohne Reue, — vermochte er, stumm und brütend, ohne einen Wiffen zu essen, Tage lang zu sitzen, gerade als wolle er seine physische Kraft vernichten.

Aber umsonst! Ihm blieb die ungezähmte Macht des Blutes, und immer wieder schrie es in ihm auf: „Es kommt doch einmal! Es kommt doch einmal! Ja, Recht haben sie, die Leute, auch ich werd' thun, was die vor mir gethan, was ich thun muß!“

Es war an einem Nachmittage im Mai, als der Wellhofer-Bauer vom Felde heimkehrte. Er hatte geschafft im Schwelge seines Angesichts und begrüßte die Feierstunde wie etwas Wohlverdientes.

Als er seinen Hof betrat, erblickte er am Zaun, der die Wirthschafts-Gebäude vom Garten abgrenzte, eine schmutze, aber blaß und ärmlich aussehende Dirne. Sie stand da, wie in tiefer Trauer, die Arme herabhängend, die Hände in einander geschlungen, während die späte Abendsonne mit ihren leuchten Strahlen das von schwarzem, krausem Haar umrahmte junge Antlig beschien.

Der Wellhofer-Bauer mußte dicht an dem Mädchen vorüber, um in's Haus zu gelangen; aber nach seiner finstern Art gönnte er ihm weder Wort noch Blick. Erst als er nach einer Viertelstunde von neuem vor die Hausthüre trat, blieb er starr stehen, als er die Fremde noch immer regungslos an derselben Stelle gewahrte.

„Wie heißt'?" fragte er rauh.

„Was kann Dir's nützen zu wissen, wie ich heiß'?" entgegnete sie leise, in seltsam traurigem Tonfall.

„Wunderlich bist', wie Dein Aussehen,“ erwiderte er spöttisch. Sie hob die verschlungenen Hände langsam bis zur Stirn empor.

„Wunderlich? Ja das Leid lehrt halt nimmer bliden wie die Freud'.“

Neugierig schaute der Bauer in die traurigen dunkeln Augen, die sich wieder senkten.

„Wo kommst' denn her?“ erkundigte er sich sanfter.

„Weit aus der Fremde.“

Jochem griff in die Tasche. — „Willst'n Zehrpennig?“

„Nein, i dank' halt! Zehrpennig' sind für Bettler, — und ich will auch da bleiben.“

Obhörtlich lachte er auf.

„Da auf dem Wellhofer gar? Ich bin der Bauer und duld' hier kein' fremd's Dirndl.“

Von sichtlichem Schauer ergriffen, war das Mädchen vom Zaun zurückgetreten.

„Du, — Du der Wellhofer-Bauer?“ rief sie mit starr aufgerissenen Augen. „Ja, freilich, siehst auch so aus! — Hier, wo die Moosbank steht, haben mir die Leute g'sagt, hat Dein Vater den meinigen erschlagen, und hier hab' ich beten wollen. Machst ein Gesicht, als ob Du mich gleich an selbiger Stell' auch todt schlagen möchtest, Bauer! Geh' thu's nur! Mir wär' dann am wohlsten, und ich hätt' nicht zurück brauchen in die Gemeind'!“

Alles Blut war aus dem Gesichte Jochem Wellhofer's gewichen. Ohne ein Wort zu erwidern, drehte er sich um, indem er nur noch sah, daß die Fremde, ein paar Schritte voreilend, sich bei der Moosbank im Nachtschatten auf die Kniee warf, und schritt, von seinem knurrenden Hunde gefolgt, in's Haus.

Nach einer Weile erschien er wieder, mit einer Geldrolle in der Hand. Aber das Mädchen war schon fort.

Von Mund zu Munde ging die Kunde in der Zachenau, daß die Gertrud Lebrechter, deren Mutter in der Fremde und im Elend gestorben wäre, wieder in die Gemeinde, die für sie sorgen müsse, aufgenommen sei.

Der Wirth in der Zachenau hatte die Verwaise in seine Dienste genommen, vielleicht nicht minder aus schlauer Berechnung, als aus Herzensgüte. Die schmutze Gertrud machte das Wirthshaus voll, obgleich sie die Gläser mit einem selten von einem Lächeln erhellten Antlig vor die Gäste setzte und kaum einem ein Wort gönnte.

Da geschah es aber, daß an einem Werktag in der Mittagsstunde, wo sonst keiner einzutreten pflegte, ein einzelner Gast vorsprach. Der hatte das Wirthshaus in weitem Bogen umschritten gehabt und sich nun still auf einer Eckbank niedergelassen.

Wie aber die Gertrud jetzt an den Gast herantrat mit dem gefüllten Krug, und wie sich Gast und Schenkin in die Augen sahen, da glitt dieser das Glas Bier aus den Händen und zerbrach. Jochem Wellhofer hatte wohl nicht gewußt, daß die Gertrud Lebrechter in diesem Hause sei; wäre er sonst gekommen? — Nun forderte er keinen anderen Trunk mehr, legte stumm das Geld für Glas und Bier auf den Tisch und ging. Inbess ließ auch die Gertrud Lebrechter merkwürdigerweise dem Wirth gegenüber keine Silbe verlauten von dem, was vorgefallen war; nur ein Zittern überließ sie, als sie nach der Begegnung gedankenverloren mit den schwarzen Augen in's Herdfeuer starrte.

Daß jedoch der junge Wellhofer-Bauer, der sich in Jahren nirgends hatte bliden lassen, der Gast des Zachenauer Wirths gewesen sei, konnte den Leuten nicht lange verborgen bleiben.

„Den Jochem treibt etwas, daß er im Wellhofer nicht mehr zu rasten vermag,“ raunten sich die Bauern zu.

Und die Bauern hatten wieder Recht. Den Jochem trieb wirklich etwas; — was, — wußte er selber nicht.

Zu Hause saß er jetzt jeden Tag, den Gott gab, auf der Moosbank, auf der er seit achtzehn Jahren nicht mehr gesessen, um mit heißen Augen auf die Stelle zu bliden, allwo die Gertrud gekniet im stillen Gebet.

Denn, o Wunder, da, wo sie die Kniee gebeugt hatte, stand das Gistkraut verdorrt, und der Jochem mußte, trotzdem er sich sagte, daß hier irgend eine von ihm nicht beachtete natürliche Ursache das Welken des Krautes hervorgerufen hätte, Tag und Nacht an die Prophezeiung der Wahrsagerin denken.

Glück! Vergebens erharrtes Glück, sollte es wirklich in sein freudenloses Dasein hineinlächeln wollen?

Er zweifelte daran, und doch, als er eines Abends wieder einmal auf der Moosbank saß, und in das Nachtgeläut die Geigen vom Wirthshause herüber klangen, die die Jugend zum ersten Tanz unter freiem Himmel, zum Maientanz, aufforderten, da war's ihm, als sollte es auch in ihm Mai werden. Eine Schnucht ersahte ihn, so groß und gewaltig, daß es ihm wie mit Händen von seiner Bank hinaus in das Zwielicht des Abends zog. Die Leute gafften ihn an; aber was scherte ihn ihre Neugier? Nichts! Er schritt dem Wirthshause zu; den Kopf zur Erde gesenkt, betrat er dessen Garten.

„Seffes, da schaut's den Jochem Wellhofer,“ sagten die Gäste unter sich; „geht er nicht einher, als hätt' er z'viel getrunken?“ Und sie licherten und deuteten mit Fingern auf ihn. Er aber ging weiter, durch den Garten über den offenen

Tanzboden hinweg, auf dem sich die Paare im Reigen drehten, um endlich, wie angewurzelt, unter dem auf ziemlich hohen Trägern ruhenden Holzgerüste, das für die Musikanten errichtet war, stehen zu bleiben; denn daneben, auf der untersten Treppstufe, sah er die Gertrud Lebrechter sitzen, die, die Ellenbogen auf die Kniee gestemmt, das Antlitz von den Flächen der Hände gestützt, dem Treiben der Tanzenden zusah. Einer der Musikanten aber, mit einer Geierfeder am Hut, ein junger, etwas frisch d'reinschauender Burche, schien sie nicht aus den Augen zu lassen.

„Schlägt Dir's Wissen denn nicht, Wellhofer-Bauer, so in der Nähe von Lebrechter's Kind?“ Klang da mit einem Mal, als die Musik schwieg, eine gereizt klingende Stimme zu dem in Gedanken verlorenen „Einsam“ herunter. Es war der mit der Geierfeder, der dies rief, der Geiger-Sepp, ein halber Bagabund und ganzer Kaufbold.

Der Wellhofer fuhr bei den Worten zusammen, als hätte ihn ein Steinwurf getroffen. Er sah empor und begegnete Sepps höhnischen Blicken und grinsendem Gesichte, und ringsum den gleich feindseligen Mienen, in denen er las, was er einen Augenblick verhasst, daß er ein Ausgestoßener, ein Gebrandmarkter sei, dessen Anwesenheit hier als unangenehme Störung empfunden ward.

So ein Lump wie der Sepp galt hier noch immer viel mehr als er.

Aber sollte er sich diese elende Zurechtweisung gefallen lassen, sollte er diesem Pack weichen, wie ein geschlagener Hund? Jetzt nimmer! Grad' jetzt nicht, denn Eine sah und hörte alles mit an, und gerade dieser wollte er zeigen, daß er es nicht nötig habe.

Mit einem trotigen Lächeln trat er auf eine der nächststehenden Dirnen zu und forderte sie zum Tanz auf.

Diese warf den Kopf zurück, sah auf die Hände des jungen Mannes nieder, als sei etwas Unreines daran, und mit hochmüthig-abweisendem, durch die jetzt eingetretene lautlose Stille allen vernehmbar dem Ton entgegnete sie: „Schönen Dank, Wellhofer, allein ich überichlag' halt den nächsten Tanz!“

Diese Abweisung gab das Zeichen zur Eröffnung allgemeiner Feindseligkeiten. Gehässige Bemerkungen wurden laut, Gelächter und Spöttereien klangen dazwischen, namentlich vom Gerüste herunter.

Aber Wellhofer blieb. Er that, als fichte ihn alles nichts an und trat mit über einander gebissenen Zähnen an eine zweite Dirne heran.

Wieder dieselbe Aufforderung, dieselbe Abweisung und das gleiche Gejohle, in das der Geiger-Sepp fragende Saitentöne, die das Gelächter unbändig verstärkten, sich mischen ließ.

Da aber schwoll dem Beleidigten die Ader auf der Stirn. Einen Augenblick stand er brütend still, um dann heftig aufzujuden, als der Sepp rief:

„Was steht denn da und gift'st Du, Wellhofer? Lieber gar! Versuch's doch mit der Gertrud Lebrechter selber, wann'st nit sitzen bleiben willst! Red' g'nug bist' dazu, und Dein Vater selig wird sein' Freud' d'ran hab'n!“

Das war zu viel! Jäh von seinem Sitz empor sprang der Wellhofer; ein gewaltiger Fußtritt gegen eine der Stützen des Gerüsts folgte, und krachend brach dieses mit den darauf befindlichen Menschen zusammen. Eine kurze Stille folgte, dann drangen die Burche auf den kampfbereit dastehenden Mann ein.

„Schlagt ihn nieder, den Hund, den Mörder!“

Wird klangen die Rufe durch einander, aber blitzschnell hatte Jochem sein Messer heraus gerissen, und wer weiß, welsch neuer Schrecken in der nächsten Secunde sich ereignet hätte, wenn nicht plötzlich eine Gestalt zwischen die Kämpfenden sich gestürzt und den Stoß gewehrt hätte, den der Wellhofer zu führen gedachte.

Den Arm sinken lassend, starrte der Gedächte, von Stauern übermannt, auf Gertrud Lebrechter, die sich zum Schilde seines Leibes gemacht hatte und nun, hochauferichtet, mit blitzenden Augen, in das plötzlich eingetretene Schweigen hineintrief: „Zurück ihr Feigen, ihr Sieben gegen einen! Ich werd's zeugen vor Gericht, daß ihr ihn g'hegt habt bis auf's Blut. Was hat er euch 'than, daß ihr ihm so feind seid? Nichts! Wann ich ihn nit anlag', wer darf's von euch? Und ich sag' hier vor aller Welt, daß ich's nit mehr 'thu', und daß es mich reut, daß ich nit christlich 'dacht hab', und daß Gott mir und euch mehr zu verzeihen hat, als dem Jochem Wellhofer!“

Sie stand da, anzuschauen wie eine Heilige; und die wilden Augen ringsum senkten sich, die blindenden Messer fuhren verstohlen in die Taschen zurück, und nur der Geiger-Sepp hätte wohl die Frechheit gehabt, trotzdem den Streit wieder anzufangen.

Der aber war mit gequetschtem Fuße ohnmächtig fortgetragen worden. Es hätt' aber nichts zu sagen mit ihm, meinte der alte Dorfbadler, und verdient hätt' er's am End' auch, denn der Wellhofer sei gar sehr g'reizt worden, und jein' Natur hätt' man doch 'kennt.

Die übrigen Musikanten waren mit dem Schreck und ein paar Schrammen davongekommen; sie hatten sich auch bereits beruhigen lassen.

Und der Wellhofer hob das Haupt. Er hob es zu einer Buße und sah demüthig, aber nicht zerknirsch aus.

„Ich bit' um Verzeihung, Leut!“ rief er. „Ich weiß, ich hab' Unrecht 'than, es war halt mein Blut, das mir den Kopf schwindlig g'macht hat. Aber — der da, — der Heiligen da —, ist's zu danken, daß's nit schlimmer aus'gangen ist. Um ihret-halb' laßt mir nun mein' Ruh', Leut!“

Dieses freimüthige Bekenntniß, dieser ehrliche, demüthige Appell verfehlte nicht die tiefste Wirkung auf die im Grunde doch nicht bödsartigen Zadenauer.

Sie begannen sich zu schämen. Der Wirth war der erste, der, auf Jochem zutretend, ihm die Hand reichte.

„Ja, Wellhofer, wenn Ihr so seid, da sieht freilich die Sach' anders. Und wahr ist's, in der heiligen Schrift steht: Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Wir hab'n Dir halt 'erst abz'bitten, Wellhofer.“

Dem Jochem begannen die hellen Thränen lose zu werden; das aber wollte er sich nicht merken lassen, und so drückte er die Hand vor die Augen und stürzte seitwärts in den Wald.

Und als er so zwischen den jetzt mondbelegten Bäumen dahinschritt, mit einer nie gekanntem Dankbarkeit gegen den Himmel im Herzen, und immer die Gertrud vor sich schaute, wie sie ihn in Schutz nahm gleich der Mutter Gottes, da sah er ein Gewand im Mondlicht schimmern, und als er darauf zu-

eilte, fand er sie, deren er gedacht, fand er Gertrud, — die sich ebenfalls nach vollzogener That vor den Leuten geschämt und den Trieb in sich gespürt hatte, ihr volles Herz in die Einsamkeit zu tragen.

Ja, nun würde sie sich wohl erst recht geschämt haben, wenn man sie gesehen hätte; denn der Wellhofer stürzte ihr zu Füßen und schlang schluchzend die Arme um ihre Kniee.

„Wein' nit, mein' nit!“ vermochte sie nur zu stammeln und strich über das Haupt des starken Mannes wie über das eines Kindes.

Und dabei fühlte sie sich selbst hüßlos wie ein Kind, als der Wellhofer nun aufstand und sie an seine Brust zog.

Weihrauchdüfte und Orgelklang! Und, mit dem Orgelklang sich vereinend, weiche Kinderstimmen, die vom Chor der Kirche herab das Miserere sangen.

Miserere! — Noch einmal, wie eine mächtig klingende Welle, durchwogte es das Gotteshaus.

Miserere! Leise gab es das Echo zurück, und dann verhallte es in tiefem Schweigen, und die Seelenmesse hatte ihr Ende erreicht.

Es war Beichttag heute. An den beiden Beichtstühlen, im Längsschiff der Kirche, standen gesondert die Geschlechter.

Linker Hand zumeist gebeugte Männer, rechter Hand zumeist alte Mütterlein, die den Rosenkranz durch die weissen Finger gleiten ließen.

Aber auch die Jugend hatte sich vereinzelt eingefunden.

Unter den Greisen stand der Jochem Wellhofer, und unter den alten Weiblein, als letzte in der langen Reihe, auf ihren Knien, lag die Gertrud Lebrechter, so tief gebeugt, daß ihre Stirne fast die Stein-Quadern berührte.

Und der Jochem Wellhofer drüben am anderen Beichtstuhl wußte wohl, warum sie dort noch immer in Gewissenspein lag, während ihm bereits die Absolution ertheilt ward.

Daß sie für ihn eingetreten ist vor aller Welt, daran hat sie Recht gethan, daran zweifelt sie nicht, wohl aber sind ihr hinterher doch schwere Bedenken erwacht, ob sie denn den auch lieben dürfe, dessen Vater den ihrigen erschlug? Ob dazu ihr Vater droben im Himmel auch seinen Segen spenden würde?

Absolvo te in nomine patris et filii et spiritus sancti, amen! — Deutlich vernehmbar über dem Haupte der vorletzten Beichtligerin waren die Worte längst hingeklungen. So konnte sie nicht länger zögern und wankte zum Beichtstuhle, in der furchtbaren Erwartung, daß der Priester ihr die Losprechung verweigern möchte.

Stodend bekannte sie, was ihr die Seele beschwerte.

Doch dann ward es ihr, wie wenn der Himmel sich aufthäte, als aus der Tiefe des Stuhles leise und mild an ihr Ohr die Worte drangen:

„Kein Fluch trennt euch, meine Tochter, denn die Liebe tilgt jegliche Schuld, und die Liebe löst jeglichen Haß; sie ist siegendes Sonnenlicht, vor dem weichen müssen alle Schatten der Nacht!“

Rachdruck verboten.

### Die Visiten-Stunde.

Plauderei von C. Freiherr von Treusch.

„Gnädigste Frau...“  
„Guten Tag, mein lieber Baron, seien Sie nicht böse, daß ich Sie warten ließ; ich habe gestern eine neue Bonne für meine Kinder bekommen, und die bedarf noch ein wenig der Oberaufsicht...“

„O, gnädige Frau, da bin ich also zu unrechter Zeit erschienen —?“

„Zu unrechter keineswegs! — Nehmen Sie doch Platz, Baron!“

„Aber auch nicht zu rechter; seien Sie ehrlich, gnädige Frau!“

„Was ist die Uhr? Zehn Minuten nach Zwölf! Nun ja, wenn ich ehrlich sein soll, muß ich Ihnen schon zugestehen, daß fast noch eine volle Stunde bis zu der bei uns üblichen Visiten-Zeit fehlt. Man merkt, daß Sie lange im Auslande gelebt haben.“

„Wissen Sie, gnädige Frau, daß ich zeit lebens noch nicht so recht daraus klug geworden bin, wann eigentlich in den verschiedenen Ländern die Besuchszeit gang und gäbe ist? Sonst begann die Visiten-Stunde Schlag zwölf Uhr und endete um sechs Uhr nachmittags. Kam man aber um zwölf, dann fand man die Damen des Hauses noch nicht in Toilette; kam man um zwei, so störte man beim Gabel-Frühstück; um drei zertrümmerte man das erste schöne Traumbild der Nachmittags-Siesta; um vier fand man die Herrschaften nicht zu Hause vor, weil sie selbst auf der Visiten-Tournee waren; um fünf fiel man so zu sagen in die Suppe hinein, und um sechs überraschte man die Damen bei den Vorbereitungen für die Theater-Toilette... Man störte also immer, auch wenn man überall mit liebenswürdigstem Lächeln empfangen wurde...“

„Ihre Schilderung klingt ein klein wenig parodistisch, lieber Freund, aber sie enthält zweifellos eine gute Portion Wahrheit, wie das ja bei jeder erlaubten Parodie der Fall sein soll. Ich bin auch nicht zufrieden mit der bei uns üblichen Visiten-Zeit. Notabene, man ist vernünftig genug geworden, die allzu frühe Stunde fallen zu lassen, und beschränkt sich gegenwärtig auf die Zeit von zwei bis sechs Uhr. Aber das sind immerhin vier volle Stunden, während welcher man auf dem qui vivo sein muß, und für eine Hausfrau hat eine vierstündige Erwartung ihre großen Schattenseiten. Man sollte die Besuchszeit offiziell auf die eine Stunde von fünf bis sechs Uhr des Nachmittags einschränken.“

„Ich glaube, auch das würde nicht aller Welt passen. Es giebt viele, die gerade um diese Zeit ihre Mittags-Mahlzeit einnehmen, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß für den Besucher nichts Fürchterlicheres existirt, als ein Diner hindurch im Salon warten zu müssen. Man sitzt wie auf Kohlen, man möchte gern weiter, man hat noch so viel zu thun, man berechnet im Geiste, wie viel Zeit zwischen der Suppe und

dem Braten verfließen könnte, — und man ist schwer imstande, ein leises Gefühl ästhetischen Misanthropie zu unterdrücken, wenn sich dann endlich die Thüren öffnen, und die Damen des Hauses in jenem eigenthümlich satt gegessenen Zustande vor uns erscheinen, der so etwas, wie soll ich sagen, so etwas ungemain Materielles an sich hat. Man glaubt, das Mündchen, das so liebenswürdig plaudern kann, noch mit dem letzten Bissen Hammel-Cotelette beschäftigt zu sehen, und man vermeint, statt des Duftes von türkischem Flieder einen Hauch von Schoten und Carotten oder — o Himmel! — von Kohlrabi spüren zu müssen... Das liegt natürlich nur in der Einbildung, aber was thut nicht die Einbildung alles bei uns nervösen Menschen!“

„Es ist schrecklich, Baron; ich möchte Ihre Skizze in Gallot's Manier aber doch noch vervollständigen! Ist schon der Besucher über daran, fällt er um die Mittagstunde in's Haus, — um wie viel mehr der Besuchte! Der sitzt im Kreise seiner Familie ahnungslos an der Tafel und läßt es sich schmecken. Da klingelt's. Herr von X., meldet der Diener oder die Jose. In den Salon! Man ist eben bei der Suppe, und verbrennt sich den Mund, um sich möglichst zu beeilen. In größter Hast wird noch ein Stück Roastbeef genossen, — das Uebrige bleibt stehen. Man stürzt in den Salon, halb satt, halb hungernd; man ist wüthend, gerade beim Essen gestört worden zu sein, und muß wie ein Komödiant lächeln und scherzen. Der Besucher bleibt länger, als man gehofft hat; — innerlich sucht man ihm und äußerlich strahlt man vor Liebenswürdigkeit, und kehrt man dann endlich in das Speisezimmer zurück, so ist der Braten eiskalt geworden, und das Omelette zusammengelassen. Darüber sollen sich auch große Geister ärgern können!“

„Das begreife ich, — mir würde es genau so ergehen; ich würde während der Tafel jedenfalls nie einen Besuch annehmen!“

„Das ist bei mir längst eingeführt, ich sei bei Tische. Wer warten will, mag warten, — ich laß' mich nicht stören; aber die Meisten sind vernünftig genug, sich unter diesen Umständen mit einer schönen Empfehlung zu begnügen...“

„Wir ist es unbegreiflich, daß wir noch immer nicht, wie es in England, Frankreich, Italien längst Sitte ist, eine einheitliche Tagesordnung eingeführt haben! Dort frühstückt man um zwölf und dinirt zwischen sechs und sieben, und da dies alle Welt weiß, so fällt es natürlich keinem Menschen ein, um diese Zeit einen Besuch zu machen. Bei uns speist der um zwei, der um drei, der um vier oder fünf, — ja, du lieber Himmel, da muß man sich eben ein ganz genaues Verzeichniß der Mittagstunden seiner Freunde und Bekannten anlegen, um seinen faux pas zu begehen; und Sie werden mir recht geben, gnädige Frau, daß dies etwas unbequem ist...“

„Nicht nur das; es dürfte auch nicht immer zweckmäßig sein, denn in einzelnen Familien werden die Mahlzeiten öfters je nach dem Tages-Bedürfnisse verschoben. Man speist wochentags beispielsweise um zwei, Sonntags um drei und, wenn sich Gäste angefangt haben, um vier oder fünf. Da dürften also trotz der ausführlichsten Liste immer noch Confusionen vorkommen!“

„Nun sagen Sie aber selbst, gnädige Frau: ist das nicht ein schrecklicher Zustand? Meiner Ansicht nach sollten die Convenienz-Visiten überhaupt gänzlich abgeschafft werden, oder vielmehr, — ich beeile mich, diesen barbarischen Vorschlag schleunigst zu begründen, — man sollte sich darauf beschränken, lediglich seine Visiten-Karte abzuliefern, ohne Rücksicht darauf, ob die Herrschaften, denen der Besuch gilt, anwesend sind oder nicht. Damit ist der Form Genüge geschehen, und der Besucher wie der Besuchte sind von vornherein jeder unangenehmen Störung überhoben. Hab' ich nicht Recht?“

„Nur halb. Es giebt Besuche, deren Persönlichkeiten mir doch lieber sind als ihre Visiten-Karten. Sie zum Beispiel, — bitte, bleiben Sie sitzen, ich wähle nur ein Beispiel und wollte nicht schmeicheln. Aber ich habe einen besseren Vorschlag, dessen Erfindungsrecht ich übrigens nicht für mich in Anspruch nehme. Man richte sich, ganz und völlig nach der eigenen Bequemlichkeit, eine feste Visiten-Stunde ein, so wie es in der guten Gesellschaft Frankreichs längst Mode ist. Wir haben ja allerdings auch unseren Jourfix, aber dieser Jourfix ist immer eine Abendgesellschaft, — dann und wann vielleicht auch einmal ein vivo o'clock tea. Die elegante Pariserin dagegen hat ihren Jour, das heißt eine bestimmten Tag, an dem sie zu bestimmter Stunde Besuche entgegennimmt. Näher und ferner Stehende wissen das; man wird sie daher nie zu einer anderen Zeit durch eine Visite in ihren Dispositionen stören, ihr Jour schützt sie vor gut gemeinten Ueberfällen. Sollte sich diese so praktische Sitte nicht auch bei uns einführen lassen?“

„Wagen Sie den Versuch, gnädigste Frau.“

„Ich habe ihn bereits gewagt, lieber Freund. Auf meinen Visiten-Karten steht in zierlicher Perlschrift: Ist für Besuche zu Haus Mittwoch von vier bis sechs Uhr. Anfangs respectirte man diese höfliche Besingung, — aber auch nur anfangs. Dann kam sie in Vergessenheit, — und heute bin ich wieder vogelfrei für jede Visite an jedem Tage und zu jeder Stunde...“

„Gnädige Frau, wenn ich eine Ahnung gehabt hätte...“

„Sie sind entschuldigt, Baron: wer direct aus dem Orient kommt und drei Jahre unter Türken, Arabern und Persern gelebt hat —“

„Gilt selbst als Halb-Barbar, wollen Sie sagen. Im übrigen würde ich an Ihrer Stelle gleichfalls barbarisch sein, so weit Sie dies bei Ihrer Herzengüte und Ihrem milden Sinn möglich machen können. Ich würde die Jose derart instruiren, daß sie jedem zu ungelegener Stunde eintreffenden Besucher schlicht und offen mittheilt: Die gnädige Frau ist nicht zu sprechen, die gnädige Frau ist immer (immer mit Betonung) Mittwoch nachmittags von vier bis sechs Uhr zu Hause. Sollte das nicht wirken?“

„Man sollte es meinen. Aber ich möchte mit dieser Neuerung freilich nur in beschränktem Sinne, nicht gern allein dastehen. Wie wär's, wenn wir zu Ruh und Frommen der unter gleicher Besuchsnoth leidenden Mitmenschen einen Bund schloßen, dem zunächst nur unsere genaueren Bekannten anzugehören brauchten, und der sich nur allmählig, aber stetig und unaufhaltsam erweitern würde, einen Bund wider die Tyrannei der modernen deutschen Visiten-Stunde?“

„Vortrefflich, gnädige Frau! Jedes Mitglied verpflichtet sich zu einem bestimmten Jour und darf zu anderer Zeit keine Convenienz-Besuche annehmen!“

„Und wer es dennoch thut?“  
 „Dem werden zur Strafe acht Tage hinter einander zu den unbehaglichsten Stunden die unlieblichsten Visiten auf den Hals geschickt!“  
 „Das ist grausam, aber gerecht! Also es bleibt dabei: ich gründe den Bund, und Sie machen Propaganda dafür. Es lebe der Jour! Bereite die Gelegenheits-Visite! — Adieu, Baron!“  
 „Gnädige Frau . . .“

Nachdruck verboten.

### Das Krystall-Glas.

Von J. von Falke.

Was der Diamant unter den Edelsteinen, das ist das Krystall-Glas unter den verschiedenen Arten künstlicher Gläser. Beider Material ist einfach, durchaus rein, beide entbehren jeden fremden Schmudses, senden aber aus sich selber heraus, aus dem wasserhellen, farblosen Gebilde, Lichter und Farben. Das Krystall-Glas sollte demnach, was die Einseitigkeit des Stoffes betrifft, an der Spitze der Jahrtausende alten Geschichte der Glas-Industrie stehen; es ist aber gerade ihr letztes Product. Eine höchst merkwürdige, höchst vielseitige Kunstentwicklung mußte vorausgehen, bis man dahin kam, den Werth und die Schönheit des Glases in seiner Reinheit, nicht in bunten Zusätzen zu suchen.

Wir müssen die Geschichte des Krystall-Glases etwa mit dem Ende des sechzehnten oder dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts beginnen. Zu dieser Zeit waren die Kunstarbeiten in Berg-Krystall Mode geworden. Man schnitt, schliif und bohrte aus diesem Material die zierlichsten Dinge: Schalen und Trinkbecher, flachen- und eimerförmige Gefäße, je nach Größe und Gestalt des Krystalls, den man zur Verfügung hatte. Zu der edeln Form auch edeln Schmud gesellend, schliif oder gravirte man dann schöne Ornamente und figurliche Darstellungen hinein. Diese Kunst kam aus Italien, wo sie ihren Hauptstich in Venedig besaß. Kaiser Rudolf II., der große Kunstfreund, verpflanzte sie von dort nach Prag. Eine ganze Anzahl von Krystall-Schleifern ließ sich hier nieder, von deren Kunst vor allem die kaiserliche Schatzkammer in Wien einen Begriff giebt.

Sei es nun, daß der Berg-Krystall seltener zu haben war, sei es, daß alsbald die Noth des dreißigjährigen Krieges solche kostbare Arbeiten verbot, es geschah zu dieser Zeit, daß man den Krystall durch das billige Glas zu ersetzen suchte. Um dies zu ermöglichen, mußte man das Glas, das bis dahin niemals von einem grünlichen, grauen oder bräunlichen Stiche frei gewesen war, nunmehr so rein und wasserhell, so absolut farblos wie den Krystall zu machen suchen. Das gelang. Die Arbeiter waren in den Krystall-Schleifern vorhanden und versuchten sich nun mit Eifer an dem billigeren Material. So ward Böhmen, wo die Glas-Industrie längst in Blüthe gestanden, die Wiege des Krystall-Glases und der ganzen edeln Kunst, die sich hieran knüpft.

Von seinen Vorbildern, den echten Krystall-Gefäßen, entnahm das Krystall-Glas zweierlei: einmal die zierlichen, wohl proportionirten, reich gegliederten Formen, und zweitens das mit dem Nädchen eingravirte oder eingeschliffene Ornament. Dieses Ornament war in der Tiefe auspolirt und gewährte dadurch ein äußerst reizendes, lebendiges Spiel von Lichtern. In Bezug auf die Form zeigt das Glas einen Vorzug vor dem Krystall. Bei diesem war man nicht selten gezwungen, die einzelnen Glieder des Gefäßes durch Metallreifen zu verbinden, was allerdings von der Goldschmiede-Kunst jener Zeit in überaus schöner und glücklicher Weise ausgeführt wurde; beim Glase aber konnte man die Glieder auf einander und an einander schmelzen, und brauchte somit nicht die Hilfe des Metalls. Sie fiel dann auch ganz hinweg. Aber es geschah etwas anderes, das dennoch die Glasgefäße der gleichen zierlichen und reichen Gliederung beraubte; das war das Sinken des Schmudses, des feinen Formengefühls im siebzehnten Jahrhundert. Die großen Glas-Vocale dieser und der nachfolgenden Epoche sind immer noch vortreffliche Gebilde der Kunst-Industrie, allein sie sind plumper und einfacher als ihre krystallinen Vorgänger. Dafür nahmen sie eine andere Eigenthümlichkeit an, die ihr Lichterspiel, worin ihr eigentlicher künstlerischer Werth ja besteht, bedeutend erhöhte, nämlich die Facettirung, die Verwandlung der kreisrunden Formen in kantige Flächen.

Als die im Kunstgewerbe so viele Veränderungen hervorruhenden Stilarten des achtzehnten Jahrhunderts auftauchten, erst das Rococo, dann die Ornamentik Louis' XV. und Louis' XVI., ließen sie doch die Form der Glasgefäße ziemlich unberührt; diese war in der Hauptsache ein für allemal festgestellt. Der Einfluß jener erstredte sich daher nur auf die gravirten Verzierungen, die sich in den Schnörkeln des Rococo, und auch das sehr maßvoll, bewegten, sowie auf einige bizarre, unregelmäßig gebildete Nebenformen. Ein neues Element der Kunst brachte hingegen das englische Krystall-Glas hinzu, das, ursprünglich dem böhmischen nachgebildet, diesem für eine Weile den Rang abthat. Das englische, bleihaltige und darum im Gewicht viel schwerere Glas (Flintglas) hat die Eigenschaft, bei geschliffenen Formen nicht bloß weiße Lichter auszustrahlen, sondern auch farbige, gleich dem Diamanten. Es geht damit über den echten Krystall hinaus, der nur weißes Licht ausstrahlt. Die farbige Wirkung des englischen Glases ist offenbar ein Vorzug, wenn es sich darum handelt, eine gut besetzte Tafel recht reich und glänzend erscheinen zu lassen; die Engländer besaßen daher ein Recht, den Brillant-Schliff zum künstlerischen Princip zu machen und in der mannigfaltigsten Weise mit allen Krystall-Formen durchzubilden. Aber diese Durchbildung, je reicher und kunstvoller sie geschah, zeigte auch ihren Nachtheil. Man mußte um ihretwillen auf ein anderes Princip der Kunst, auf die reine und schöne Form, auf den eleganten Umriss der Gefäße Verzicht leisten. Nicht bloß, daß man vor dem vielen Lichterglänze die schöne fließende Linie nicht verfolgen konnte, diese Linie selbst war durch den kantigen Schliff, durch die wie mit Brillanten besetzte Oberfläche zerhackt und zerstückelt. Dennoch haben die Engländer es in neuerer Zeit versucht, beide Principien mit einander zu vereinen, die Gefäße in schöner Bildung zu zeichnen und deren Oberfläche mit ihren Brillanten zu überdecken. Der Erfolg dieses Bestrebens kann immer nur ein relativ gelungener sein.

Auf diesem Wege durfte das böhmische Krystall-Glas, um seiner materiellen Beschaffenheit willen, nicht nachfolgen. Es scheint auch, bis in die jüngste Zeit, kaum der Versuch hierzu gemacht worden zu sein. Erst in den letzten Jahren hat man damit begonnen, zuerst indem man das gepreßte Glas nachahmte, das in seinen brillantirten Formen sich leicht und billig herstellen ließ und doch eine gewisse Wirkung erreichte, sodann indem man nach englischer Art das beste, hellste Material nahm und gleicherweise formte und schliif. Ohne Zweifel erzielte man damit schöne und reiche Lichtwirkungen, immer aber stehen sie hinter den englischen Vorbildern zurück, weil sie des Feuers, des funkelnnden, wechselnden Farbenspiels entbehren.

Es geschah daher mit vollem Rechte, daß der Regenerator der böhmischen Glas-Industrie in künstlerischer Beziehung, Ludwig Lobmeyr, sich nicht auf das englische Kunst-Princip einließ, sondern wieder der Kunst der alten und echten Krystall-Gefäße des sechzehnten Jahrhunderts folgte. Das von ihm verwendete Material entsprach in der Wirkung mehr dem Berg-Krystall als dem englischen Glase, und das ist ja das große Grund-Princip, das die moderne Geschmads-Reform gewonnen und zur Geltung gebracht hat, die künstlerischen Effecte aus den Eigenschaften eines jeden Materials hervorgehen zu lassen.

Das böhmische Krystall-Glas, das nach wie vor unsere Tafel besetzt und dieser Schmud verliert, hatte sich bis dahin von den Vorzügen seiner Vergangenheit nur das klare, reine Material und die glänzende Politur gerettet; die Formen waren werthlos geworden, die gravirten Ornamente verschwunden. Alles, was diesen glänzenden Zweig des Kunstgewerbes sonst veredelt gehabt, existirte nicht mehr.

Lobmeyr nahm also nun das Princip wieder auf, die Gefäßformen fein zu gliedern, ihnen schöne Verhältnisse, Abwechslung im Umriss, Schwung in den Linien zu geben und so schon das Gefäß an sich, vom kleinen Weinglas an, zu einem Kunstwerke zu machen. Dann kam als zweites das gravirte oder eingeschliffene Ornament hinzu. Bis zu einem gewissen Grade waren auch hierin die Engländer bereits vorangegangen. Sie hatten zierliche Gefäßformen von den griechischen Terracotten entlehnt, sie in dünnem Glase ausgeführt und mit allerfeinstem oder auch naturalistischem Ornamente, sei es geätzt, sei es gravirt, umzogen. Aber ihre Gefäßformen waren meist überzierlich, zu zerbrechlich gehalten, und die Ornamente standen nicht immer in Harmonie damit. In voller Folgerichtigkeit führte Lobmeyr erst dieses Kunst-Princip durch, indem er es zunächst in den mannigfaltigsten Formen auf jegliches Tafelgeräth anwendete, das wir in Glas zu sehen gewohnt sind. Dann ging er weiter und schuf mit jahrelangem Bemühen, — denn es mußten erst die Hände für so kunstvolle Arbeiten gebildet werden, — eine Menge des schönsten Luxus-Geräthes: Brunschalen, Vocale, Kannen und Krüge, die in kostbarster und reichster Weise mit tief eingravirten Ornamenten und Figuren verziert sind. Diese Gegenstände können sich kühn neben den schönsten Krystall-Gefäßen der Renaissance setzen lassen, nur müssen sie freilich im Material gegenüber dem kostbaren Berg-Krystall zurückstehen.

Durch diese zielbewußte, fünfundzwanzig Jahre lang fortgesetzte rastlose Arbeit, der die ganze Glas-Industrie hat folgen müssen, ist Lobmeyr der Begründer eines neuen oder, wenn man will, eines erneuerten und vervollkommenen Zweiges der Kunst-Industrie geworden, und seinem Streben verdanken wir es, wenn unser Tisch sich heute wieder mit edelgeformtem Glasgeräthe schmücken kann.

Nachdruck verboten.

### Spätherbst.

Zu dem Bilde von E. von Jumbusch. Siehe Seite 173.

Der Herbstwind streift durch Flur und Hain,  
 Er kreist um Burg und Thor,  
 Und unten an der Friedhofswand  
 Jagt er den Staub empor.

Den Gräberstaub! Der wirbelt auf  
 Und wieder erdenwärts;  
 Mich dencht, es sei der Moderstaub  
 Von einem Menschenherz.

Von einem Herz, das liebte, litt,  
 Dann weck ward wie das Laub,  
 Und mit den dürren Blättern nun  
 Vergessen treibt als Staub.

O Herz, mein Herz, auch du vergehst,  
 Scheint noch so fern dein Ziel,  
 Auch du verwehst am Wege einst,  
 Als Staub des Windes Spiel!

Dorothea Goebeler.

Nachdruck verboten.

### Ostsee-Strand.

Zu dem Bilde von A. Waller-Kurzweilly. — Siehe Seite 172.

Unlängst brachte der Redaktions-Briefkasten dieser Zeitschrift eine vergleichende kurze Notiz über die Vorzüge des Aufenthalts an der Nord- und Ostsee, die beiden Meeren Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem sie das Interessante, Kräftige der Nordsee, die abwechslungsreiche Schönheit der Ostsee hervorhob.

Wir neigen der Ansicht zu, daß auf die Dauer die Ostsee stärker festsetzt; doch mag dies Geschmadsache sein. Da wir aber hier mit einem Ostsee-Bilde zu thun haben, so sei es gestattet, heute lediglih dieses Meer zu preisen.

Wenn es in einem der bekannten Rode-Bäder, Heringsdorf, Mißdrob, Sahnitz u. s. w., nicht gefallen hat, wer die Ostsee nur als wellenbeschattete, bleifarbene und langweilige Fläche kennen lernte, und es ist nicht zu leugnen, daß sie gleich allen Gewässern solche Stimmungen besitzt, der ist rasch bei der Hand mit einem gering-

schätzigen Urtheil und meint, die Kenntniß der ganzen Ostsee damit erschöpft zu haben. Wer aber Jahre lang an ihr lebte, wer ihre Küsten im Süden und Norden, im Ost und West schaute und dann andere Meere besah, der weiß, daß sie eines der prächtigsten Salzwaasser-Becken der Erde ist.

Vor allem sind es die poesievollen Waldbuchten, die ihren Vorzug bilden, und die theils an den deutschen, theils an den dänischen Küsten zu finden sind. Eine Kreuzfahrt durch den kleinen Belt bis hinauf zum Velle-Jord, dessen mit herrlichen Buchen umkränzte Hügel unvergleichliche Landschaftsbilder bieten, wird dies bestätigen. Die Reize Allens sind ja bekannt. Hier gesellt sich der Fels zu Wald und Meer; ebenso auf dem vielleicht noch eigenartigeren Bornholm. Oben im Norden, an der schwedischen und finnischen Küste, wird dann der Fels-Charakter herrschend, während die Buchenwälder durch in ihrer Art nicht minder schöne Coniferen-Waldungen abgelöst werden.

Es ist ein einziger Genuss, in den klaren Ostsee-Buchten auf dem Segelboot dahinzugleiten, während in dem bei durchfallendem Lichte smaragdgrünen Wasser vielfach die Meeres-Flora bis auf den Grund sich offenbart, und man die Fische durch das verästelte Gewirge des unterseischen Waldes hindurchschlüpfen sieht. — Das auffallende Licht aber verleiht der Ostsee ein in allen Klancen wechselndes Blau; man erlebt an hellen Tagen, zur Zeit der niedrig über dem Horizonte stehenden Sonne, oft Farbenwirkungen von einer Pracht, die an die des mittelländischen Meeres gemahnt und kaum hinter dieser zurücksteht.

Und wer die Ostsee jahm nennt, der kennt sie ebenfowenig; sie kann wild, ja zuweilen von einer erschreckenden Furchbarkeit werden. Selbst wer sie auf den größten, schwersten Schiffen kreuzte, hat es zuweilen erleben müssen, daß ihre kurzen, aber zu gewaltigen Brechern (Sturzwellen) sich aufstürmenden Bogen das Gebilde aus Menschhand wie einen ohnmächtigen Spielball zu behandeln verstehen.

Waller-Kurzweilly hat sich nun keine ihrer landschaftlich schönen Bunde zum Vorbild gewählt, sondern einen sandigen Borstrand, an dem bei geringem Wasserstande, ebenso wie an der Nordsee, die Wagen hinaus zu den Fischerfahrzeugen fahren, um deren Ladung weiterzuschaffen. — Bei mäßig bewegtem Winde rollt die Brandung auf den Sand, in dessen tiefer liegenden, mit Wasser gefüllten Senkungen sich die Segel der Schiffe spiegeln. Die Stimmung des Bildes, sowohl des Wassers, wie des mit Cumuli- und Strati-Gewölk bezogenen Himmels, ist trefflich gelungen. Das led beim Winde dahinjagende Fischerboot im Vordergrund verleiht der Scenerie außer der Stimmung noch die lebendige Frische, die man bei einem Marine-Bilde ungern entbehrt.

Auch solche Ostsee-Strecken vor sandiger Düne besitzen ihren eigenen Reiz und erhöhen obendrein den Genuss, den man später wieder an den grünen Waldseen findet.

J. W.



**Verneifrige, Upland.** — Wir nennen Ihnen die auf Kenntniß des Französischen sich aufbauende und von aller Schönheit sich freihaltende lateinische Grammatik des Professors Dr. Haag. Diese ist in der der Unter-Tertia von Knaben-Gymnasien entsprechenden Klasse des Karlsruher Mädchen-Gymnasiums eingeführt worden.

**Theater-Freundin, Adlungsborg.** — Leonore Duse wird in der ersten December-Hälfte an zehn Abenden im Berliner Vesting-Theater auftreten.

**H. in Z.** — Wegen des gewünschten Buches über den guten Ton (Franz Ehardt) und bezüglich der Feuerbach'schen Schriften wird Ihnen jede größere Sortiments-Buchhandlung genügend Auskunft ertheilen. Von Feuerbach nennen wir Ihnen: „Das Wesen des Christenthums“, „Das Wesen der Religion“, „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkt der Anthropologie“. Ob und wie weit sich das Studium dieser Schriften für Sie empfiehlt, vermögen wir nicht zu beurtheilen. — Wegen der anderen Katalogen wollen Sie, bitte, unter den Fragen und Antworten der Rubrik „Für's Haus“ Umschau halten.

**Gräfin A., Dänisch-Wald.** — Wilhelm Jensen's Novelle: „Die Wunder von Schloß Gottorp“ erschien zuerst im Jahrgang 1892 der Illustrirten Frauen-Zeitung. Wenn der Autor erzählt, daß der Graf Joseph Maria von Saint-Germain auf dem Friedrichsberger Kirchhofe in Schleswig begraben sein soll, so ist er damit der am Orte selbst verbreiteten Ueberlieferung gefolgt. Diese Tradition ward erst ganz neuerdings berichtigt. Das Odenförder Kirchenbuch kommt also zu seinem Rechte. In diesem Kirchenbuche findet sich folgende Notiz: „1784, 2. März, der sich so nennende Graf von St.-Germain und Weldon, weitere Nachrichten sind nicht bekannt geworden, in hiesiger Kirche hll. bezeugt.“ — Aus einer Kirchenrechnung ergiebt sich eine von nicht genannter Seite geleistete Zahlung von 12 Mark für das Gedenkmal beim Begräbniß des Grafen; und die Klasse zum Kirchenbuche meldet noch: „Der alhie (zu Odenförde) verorbene Graf Saint-Germain, ein Begräbniß-Stelle auf 30 Jahr Verweigungzeit 10 Rthlr., für Eröffnung 2 Thlr.“

Durch vorstehende Niederzetzungen ist allerdings nunmehr festgestellt, wo dieser räthselhafte Mann, der auf seine im Mysticismus besangenen Zeitgenossen den erschaulichsten Einfluß geübt hat, das Ziel seiner Thätigkeiten fand.

**S. v. S., Riga.** — Die Stellung der preussischen Unterrichts-Verwaltung zur Frage der Mädchen-Erziehung wird Ihnen die nachstehende, unlängst in officießer Form veröffentlichte Auslassung erläutern: „Es besteht ein unabwiesbares Bedürfniß nach höheren Mädchenschulen, die der weiblichen Bevölkerung dasjenige Maß der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung gewähren, für das sie nach Alter und Anlage überhaupt empfänglich ist. Die Unterrichts-Verwaltung ist durchaus geneigt, hier das denkbare Mögliche zur Förderung berechtigter Bestrebungen und Forderungen der Zeit zu bieten, bleibt aber andererseits gesonnen, den Bemühungen derjenigen entgegenzutreten, die, unter Verkenntung des großen Unterschieds der natürlichen Veranlagung und gesellschaftlichen Stellung beider Geschlechter, der heranwachsenden weiblichen Jugend überhaupt dieselbe Schulbildung geben wollen, welche die männliche in den für sie bestimmten höheren Lehranstalten empfängt.“

**Fräulein von K., Prag.** — Allerdings ist die Sitte, während der Trauerzeit Briefe mit schwarzem Rande zu versenden, ansehnlich. Schon mancher ist hierdurch ohne Noth erschreckt worden. So verfiel in Berlin unlängst eine Dame in schwere Krämpfe und später in Krankheit wegen eines gleichgültigen Geschäftsbriefes mit Trauerrand, den sie erhielt, nachdem ihr zuvor ein Telegramm die bedenkliche Erkrankung ihres Bruders gemeldet hatte. In der ersten Aufregung hatte sie gemeint, es wäre nun die Todesanzeige.